Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotz, Georg

Drei Tage in San Carlo Roman

Bd.: 2

Jena 1843

P.o.germ. 873 h-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114098-5

Drei Tage in San Carlo.

Roman

von

Georg Lotz.

Zweites Bändchen.

Jena,
Friedrich Luden.
1843.

Die Freunde.

Meine Erzählung, begann Bernard, will ich ohne weitere Einleitung betiteln

Der Straßenräuber.

Es war nach Mittag an einem schönen Frühlingstage, als ein Reiter von edlem Ansehen in ein kleines Dorf hineinritt, das in einem am Fuße der sich an der westlichen Grenze der Provinz Valencia hindehnenden Felsen befindlichen Thale lag. Die Sonne sank so eben hinter den Gipfeln der Berge hinab, so daß die Schatten in der Tiefe sich immer mehr und mehr ausbreiteten. Der Reiter ritt langsam durch das Dorf, blickte freundlich auf die Kinder, welche neben seinem Pferde herliefen, und schlug alsdann, sich zur linken Seite wendend, einen Weg ein, der zu einem antiken Schlosse führte, welches von einer Anhöhe auf das unten liegende Thal und Dorf hinabschauete.

Als er sich dem Schlosse näherte, war es klar, daß man ihn dort als einen Fremden betrachtete; kaum aber hatte er seinen breiten spanischen Hut vom Haupte genommen, seine hohe Stirn und seine edlen, wohlwollenden Gesichtszüge gezeigt, als er auch sofort

von dem alten Seneschall als der von ihm längst erwartete Gebieter begrüßt wurde.

„Ha Sennor!“ rief der alte treue Diener, „lange haben meine Augen den Felspfad hinabgeschauet, um zu erforschen, ob Ihr noch nicht wieder heimkehrtet zu der Behausung Eurer Vorfahren, und ganz neidisch bin ich geworden auf Eure Besitzungen im Flachlande, die Euch so lange Zeit von uns fern hielten. Euer verehrter Vater blieb nie länger als drei Monate von diesem Schlosse abwesend.“

„Das ist wohl wahr, guter Gomez,“ entgegnete sein Gebieter, „er war düsteren Sinnes und zog diese finsteren Wälder den sonnigen Ebenen vor. Aber ob ich sie jetzt vorziehe oder nicht, ich muß aus diesem alten Gemäuer den möglichsten Nutzen ziehen, denn alles Uebrige meiner reichen Erbschaft ist fort und dahin, jedoch nicht ohne manches schwere Herz leichter, manchem Pilger seinen Pfad weniger dornigt gemacht zu haben.“

Der gute, alte Seneschall schien die Worte seines Herrn nicht recht zu begreifen, und auch für den geneigten Leser werden in dieser Rücksicht einige erklärende Worte nothwendig sein.

Don Vincent de Raymond gelangte schon in seinem zwanzigsten Jahre zu dem Besitz einer der reichsten Erbschaften Spaniens. Er war der einzige Sohn eines alten finsteren Mannes, der seine ganze ihm zu Gebote stehende Zuneigung diesem seinem

Abkömmling widmete, und ihm eine wahrhaft fürstliche Erziehung hatte geben lassen.

Don Vincent de Raymond begab sich nach dem Tode seines Vaters nach Madrid, wo er sich in dessen glänzendsten Zirkeln bewegte. Er war nicht bloß freigebig in dem was seine eigene Person betraf, sondern er spendete auch reiche Gaben mit großmüthiger Hand. Nach und nach begann er strenger und enthaltsamer in Betreff gegen sich selbst zu werden, dafür aber ward er noch großmüthiger gegen Andere, bis endlich ganz Madrid von dem Lobe des jungen, enthaltsamen und doch so wohlthätigen Cavaliers überströmte. Seine einzige Freude schien darin zu bestehen zu geben, und seine ganze Zeit ward darauf verwendet, Gegenstände für sein edles Mitgefühl aufzusuchen. Selbst die reizende Donna Xilia de Torenti, welche anfangs sein Herz gefesselt hatte, schien jetzt ihre Macht über ihn verloren zu haben, und viele andere Edeldamen, auf welche sein einnehmendes Aeußere und sein edler ritterlicher Charakter Eindruck machten, bemühten sich nur vergebens durch ihre Schönheit auf ihn einzuwirken; kurz seine Wohlthätigkeit steigerte sich bei ihm zur wahrhaften, alles andere ausschließenden Leidenschaft. Es war ganz natürlich, daß auf diese Weise sein Vermögen schnell dahin schmolz, so daß er sich, obgleich ein sehr junger Mann, bald einzig und allein auf den Besitz des oben erwähnten Bergschlosses beschränkt sah, wodurch seiner Großmuth

Schranken gesetzt wurden, weil er nicht leicht einen Käufer für diese ausgedehnte, aber alte und entlegene Besitzung finden konnte. Diese Krisis schien ihm indessen keinen großen Kummer zu verursachen, denn er beschloß nunmehr sich nach diesem seinem alten Schlosse zu begeben und sich dort einen neuen Wirkungskreis für sein edles Herz zu suchen. Er hoffte, da er nicht mehr die Mittel besaß Klöster und Stiftungen zu gründen, in der Mitte der armen Dorfbewohner genugsam Gelegenheit zu finden, seine edle Leidenschaft zu befriedigen.

Kaum hatte er sich daher auf seinem Wohnsitze eingerichtet, als er auch sofort bemüht war, die nähere Bekanntschaft der Bewohner seines Dorfes und der Bewohner der Dörfer der Umgegend zu machen. In solchen kleinen Gemeinden verbreitete sich natürlich die kleinste Handlung mit großer Schnelligkeit und bald war daher der großmüthige Schloßherr wegen seiner Wohlthätigkeit in der ganzen Gegend eben so berühmt, wie er es früher in Madrid gewesen war. Ein Gerücht von seinem grenzenlosen Reichthum verbreitete sich, und bald glaubten alle Dorfbewohner, daß sie nur einen Wunsch zu äußern brauchten, um denselben auch sogleich von dem weichherzigen Don Vincent erfüllt zu sehen.

So war die Lage der Dinge und die ganze Gegend vom Lobe des großmüthigen Ritters erfüllt, als plötzlich andere gleich außerordentliche Umstände die

öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Der Weg über die Felsen, in der Nähe des alten Schlosses, führte durch dichte Waldungen und felsige, unbewohnbare Wildnisse, welche in früherer Zeit Räuberbanden zu Schlupfwinkeln gedient hatten; durch die Wachsamkeit der Alkalden der benachbarten Ortschaften aber und mit Hülfe einer von der Regierung bewilligten kleinen Anzahl von Truppen war diese Gegend in den letzten Jahren von den Banditen gereinigt, so daß man glaubte, der Reisende könne dieselbe bei Tag und bei Nacht ungefährdet passiren.

Bald aber wurden hier dennoch neuerdings bedeutende Räubereien und sogar einige Mordthaten begangen. Der gute Don Vincent vernahm dies mit großer Betrübniß und that alles was in seinen Kräften stand, um die Missethaten zu verhindern und die Urheber desselben zu erforschen. Sein Rang und sein Ruf verliehen ihm einen großen Einfluß, und alle Maaßregeln in dieser Rücksicht gingen demnach allein von ihm aus. Eines Tages, als er den Alkalden das Dorfes, den würdigen Pietro Almanzor, besucht hatte, um sich mit ihm über die zu ergreifenden Mittel, um die Räubereien zu vermindern, zu berathen, gerieth er auch in's Gespräch mit Fernando Almanzor, dem Sohne der obgenannten Magistratsperson, an welchem er einen schwermüthigen Sinn bemerkt und dessen anziehendes Wesen seine Theilnahme rege gemacht hatte.

„Ich bitte Euch, mein junger Freund," sprach

der gütige Don Vincente, „weshalb schauet Ihr immer so traurig aus, uud warum vertrauet Ihr mir Euren Kummer nicht an, da ich doch vielleicht im Stande wäre denselben zu lindern?“

„Ach, nein Sennor,“ erwiderte Fernando, „so gnädig Ihr auch seid, so könnt Ihr mir doch nicht helfen! Weßhalb soll ich Euer edles Herz durch die nutzlose Erzählung meines Unglücks bekümmern?“

„Aber ich bestehe dennoch darauf,“ fuhr der Ritter fort, „Ihr könnt nicht wissen, ob nicht meine Hülfsquellen ausreichen!“

„Ihr habt Recht, Sennor,“ nahm der Jüngling wieder das Wort, „aber mit Geld kann mir nicht geholfen werden; es bedarf der Macht über den Willen Anderer, und ich fürchte, daß Ihr, trotz Eures großmüthigen Herzens und Eurer überzeugenden Beredsamkeit, nichts für mich werdet thun können.“

„Sagt das nicht mit allzu großer Zuversicht,“ lächelte gutmüthig Don Vincent, „wißt Ihr nicht, daß ich in dieser ganzen Gegend einen fast unbeschränkten Einfluß besitze, und daß mir hier fast Jedermann verpflichtet ist?“

„Wohlan!“ rief Fernando, „so will ich Euch meine Geschichte erzählen, jedoch ohne mich der Hoffnung hinzugeben, daß Ihr mir helfen könnt. — Ihr kennt unfehlbar die treffliche Wittwe, Isabella Destremar und ihre reizende Tochter Julie, welche das weiße Häuschen bewohnen, das von Orangen-

bäumen umgeben, am Fuße des Berges unfern Eures Schlosses liegt. Ich habe Euch dort einige Male gesehen und hörte oft, wie man dort nicht blos von Eurer Wohlthätigkeit im Allgemeinen, sondern auch von der besondern Güte sprach, die Ihr der verlassenen Wittwe und ihrer Tochter erwiesen. Sie waren früher in besseren, wenn gleich nie in glänzenden Umständen, und Julie hat eine ihrem Stande angemessene Erziehung erhalten. Bald nachdem sie sich in dies Häuschen zurückgezogen, gewahrte ich eines Tages, als ich auf die Jagd ging, am Rande des sich durch die Felsen schlängelnden Waldbaches die Gestalt eines reizenden Mädchens, mit einem Buch in der Hand, in dem sie las, während sie ihre schneeweißen Füßchen in dem Bache badete. Ein bisher mir unbekanntes, wonniges Gefühl durchzuckte mein Herz, ich stand da und bebte. — Erst als sie ihre Stellung verließ und sich zum Weggehen anschickte, wagte ich mich ihr zu nähern, — es war Julie Destremar, deren geistige und körperliche Vorzüge von nun an meine Leidenschaft zu ihr mit jedem Tage steigerten, und mir schon nach kurzer Bekanntschaft mit ihr das Geständniß meiner Liebe entlockten. Und da mein Vater sich stets nachgebend gegen meine Wünsche bewiesen hatte, glaubte ich, meinem Glücke stände nichts im Wege. Urtheilen Sie also von meinem Schmerz, als dieser sonst so gütige Vater, nachdem ich ihm die Gefühle meines Herzens offenbart hatte, mir ohne Weiteres

mit der größten Bestimmtheit eine verneinende Antwort gab. Er bespöttelte das, was er ein romantisches Abentheuer nannte, sprach von Juliens Armuth, gebot mir jeden Umgang mit ihr abzubrechen und schloß mit der Erklärung, daß er bereits eine Gattinn für mich gewählt habe, nämlich die Tochter eines seiner alten Freunde, eines reichen Kaufmanns aus dem jenseits der Berge gelegenen Tomagona. Mein Vater betreibt diese Angelegenheit so eilig, daß er, obgleich seit meiner Erklärung erst drei Tage vergangen sind, bereits einen Boten an Don Antonio Tamara absandte, damit derselbe morgen mit seiner Tochter Inez in der Kirche zu Bexar eintreffe, wo meine Vermählung mit ihr vollzogen werden soll. Kurz, Don Antonio ist jetzt ohne Zweifel mit seiner Tochter und ihrer reichen Mitgift auf dem Wege hieher.“ —

„Eure Lage ist allerdings sehr mißlich,“ versetzte, als der Jüngling seine Erzählung beendet, Don Vincent, „glaubt Ihr, Juliens Armuth sei allein die Ursache der Weigerung Eures Vaters?“

„Die Hauptursache gewiß,“ entgegnete Don Fernando, „vielleicht aber hat er mit Antonio schon früher unterhandelt, und will sein Wort jetzt nicht zurücknehmen.“

„Wohlan, Fernando,“ rief der wohlthätige Edelmann, „vielleicht wird Don Antonio durch irgend einen Umstand verhindert morgen hier einzutreffen; auf

jeden Fall will ich suchen die so unglückliche Verbindung rückgängig zu machen. Wie groß war die Mitgift von Antonios Tochter?"

„Zehntausend Thaler," erwiderte Fernando.

„Eine sehr große Summe bei dem jetzigen Zustande meiner Finanzen," bemerkte der Ritter, „aber beruhigt Euch, Don Fernando, können die anderen Schwierigkeiten gehoben werden, so will ich diese Summe anschaffen und sie Eurer reizenden Julie als Mitgift geben."

„Edler Mann" rief der Jüngling, „ich kann eine so große Wohlthat nicht annehmen, selbst nicht um den Preis meines Lebensglückes."

„Ich werde Eure Erlaubniß nicht erst bedürfen," lächelte Don Vincent, „Julie, nicht Ihr sollt die Gabe empfangen."

So sprechend verließ der gute wohlthätige Ritter den Jüngling, zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwebend, und kehrte auf das Schloß zurück. —

Die Nacht sank herab, dichte, schwere Wolken umzogen den Horizont, nur auf Augenblicke dem Monde Raum gewährend, sein Silberlicht herabzusenken. Der Wind heulte durch die Wipfel der Bäume, schwere einzelne Regentropfen fielen wie einzelne Thränen eines Geängsteten herab.

Don Antonio Tamara zog seine Tochter fester

an sich, und warf häufige Blicke nach seinem Diener, welcher wohlbewaffnet hinter ihm ritt; das Geheul des Windes nahm immer mehr und mehr zu, und mmer näher und näher kamen sie den sieben waldbewachsenen Felspfaden.

„Blicke aufmerksam um Dich, Pedro,“ sprach Don Antonio zu seinem Diener, „und halte Dich stets mit Deinen Pistolen bereit, man hört in der letzten Zeit von vielen Raubanfällen in dieser wilden bergigen Gegend, obgleich der würdige Alkalde und der treffliche Don Vincent alles Mögliche thun, solchen Uebelthaten vorzubeugen. Zittere nicht so, meine Inez, ich glaube nicht, daß uns irgend eine Gefahr droht, das Gerücht hat unfehlbar die Sache übertrieben.“

So sprechend ritt Don Antonio mit seinem kleinen Zuge den Abhang auf einem wilden Pfade hinab, der auf beiden Seiten von waldbewachsenen Felsstücken überhängt war. Don Antonio blickte wachsam nach allen Seiten um sich, denn er war besorgter, als er einzugestehn wagte; und als sie jetzt um eine Felsecke wandten, glaubte er oben in den bewachsenen Felsen einen sich bewegenden Gegenstand zu bemerken. Er hielt an und blickte scharf hin, konnte aber nichts entdecken, als eine dunkle Masse und so meinte er, es sei ein schwarzes Gestein und das Wenden um die Felsecke habe ihn nur getäuscht, als er eine Bewegung desselben wahrzunehmen glaubte. So sich selbst beruhigend, setzte er langsam seinen Weg fort, den ver-

dächtigen Gegenstand fortwährend im Auge haltend; da aber trat plötzlich der Mond hinter den Wolken hervor, sein Schein beleuchtete eine blanke Waffe und in demselben Augenblick krachte ein Pistolenschuß, dessen Schall in den Bergen wiederhallte. Aus der Brust Don Antonios floß das warme Blut auf seine Tochter hin, die auf dem Pferde vor ihm saß, und im nächsten Augenblick schwang sich eine dunkle Gestalt in den Pfad hinab, erfaßte den Zügel des angstvollbebenden Pferdes, und hob die nachgebende Gestalt des Vaters, so wie die ohnmächtige Tochter sanft auf den Boden nieder. Dies alles geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß der erschrockene Pedro, als er näher kam, ein Pistol auf seine Brust gesetzt fühlte, ohne daß er wußte, was sich zugetragen.

„Ruhig, Bursch," gebot der Räuber, „ich will nicht nutzloserweise Blut vergießen und Dein Leben verschonen, wenn Du mir sofort versprichst dieses junge Mädchen wieder zurück in ihre Heimath zu schaffen. Alles wonach mich verlangt, das ist das Geld, was Dein Herr mit sich führt."

Pedro war grade keine Memme, aber er war durch das, was sich zugetragen, so außer sich gebracht, daß er seine Gedanken nicht zu sammeln vermochte. Sein Leben war in der Gewalt eines Anderen, und als er jetzt seine junge Herrin, deren bleiche Züge durch den Schein des Mondes noch blässer erschienen, ohnmächtig auf der blutigen Leiche ihres Vaters ge-

wahrte, da gelobte er alles zu vollbringen, was der Räuber verlangte, lieferte ihm seine Waffen aus und suchte im Verein mit dem Frevler Inez wieder ins Leben zurückzurufen. Während beide auf diese Weise beschäftigt waren, wich die Larve, die der Räuber trug, von seinem Antlitz, so daß Pedro im Stande war seine Züge zu erkennen. Der Frevler zog die Maske zwar schnell wieder vor sein Gesicht, aber der Eindruck dieses Augenblicks war für den wackeren Pedro unvergeßlich. Der Räuber war sorgsam bemüht Inez wieder zum Leben zu erwecken, und als ihm dies einigermaßen gelungen war, hob er sie wieder auf den Sattel und gebot Herrin und Diener sofort den Rückweg einzuschlagen.

Die Tochter flehte den Mörder an, daß sie den Leichnam des theuern Vaters mit sich führen dürfe; er aber meinte, die Last sei zu schwer, wenn sie aber am folgenden Tage danach senden wolle, sollte sie die Leiche ohne weitere Beschädigung auf derselben Stelle vorfinden. Nachdem er Pedro und seine Gebieterin aus den Augen verloren hatte, bemächtigte sich der Räuber seiner Beute und war im nächsten Augenblick zwischen den Bergen verschwunden.

Früh am nächsten Morgen traf der Alkalde alle Anstalten zum Empfange seines alten Freundes Don Antonio, und zu der Hochzeitsfeier seines Sohnes. Es ward indessen Mittag, ohne daß sich etwas von seinem Freunde und der Braut mit ihrer reichen Mit-

gift zeigte, so daß die würdige Magistratsperson schon etwas unruhig und ungeduldig zu werden begann. Der würdige Don Vincent hatte sich ebenfalls im Dorfe eingefunden, und als er den Aerger des Alkalden über die Geringschätzung verkündende Zögerung Don Antonios bemerkte, hielt er es für den passendsten Zeitpunkt bei demselben zu Gunsten Fernandos und Juliens sein Wort anzubringen. Er hatte sich an demselben Morgen in das Häuschen der Wittwe begeben und der reizenden Julie dieselbe Mitgift zugesagt, welche Don Antonio dem Alkalden versprochen hatte.

Der Alkalde hegte vor Don Vincent die allerhöchste Achtung, als er ihn aber jetzt erscheinen sah, dachte er, derselbe komme, um wieder über die Räubereien im Gebirge mit ihm zu berathschlagen und er fühlte sich jetzt gerade nicht in der Stimmung darüber nachzudenken, denn Antonios Ausbleiben machte ihn unmuthig. Don Vincent aber wußte seine Rede mit großer Gewandtheit zu setzen; er äußerte der würdigen Magistratsperson sein Bedauern über die Zögerung seines Freundes, wobei er die Bemerkung hinwarf, daß dieselbe unerklärlich sei und freilich eben nicht von der ihm gebührenden Aufmerksamkeit und Höflichkeit zeuge; so kam er dem alten Herrn immer näher und näher, und als Antonio noch immer nicht erschien, die Ungeduld des Alkalden zum Zorn herangewachsen war, da stimmte er in die Heftigkeitsergüsse desselben

vollkommen ein und sprach die Meinung aus: eine solche Vernachlässigung sei nicht zu ertragen, und es gäbe für seinen Sohn Fernando eben so vortheilhafte anständige Parthien, als die Tochter des Don Antonio. Wenn er in des würdigen Alkalden Stelle wäre, so versicherte er, würde er die Unart und den Uebermuth des reichen Kaufherrn bestrafen, und dem jungen galanten Fernando sofort eine andere ebenso reiche Braut geben.

Der alte Alkalde, dessen Hauptleidenschaft der Stolz war, und dessen Zorn und Unwille sich mit jedem Augenblick immer mehr und mehr steigerten, war keineswegs abgeneigt auf solchen Vorschlag einzugehen, und schon dachte er selbst daran, die Hand seines Sohnes in die der Tochter der Wittwe zu legen, bloß um sich wegen der ihm gewordenen Vernachlässigung zu rächen. Um so schneller gab er daher seine Einwilligung zu dieser Verbindung, als er erfuhr, daß Julie eine Morgengabe von 10,000 Thalern besäße.

Don Vincent eilte sogleich zu den beiden Liebenden und benachrichtigte sie von ihrem Glück, wobei sein Gesicht von wohlwollender Freude strahlte. Das junge Paar ward sofort mit einander verbunden, und es ist die große Frage, wer glücklicher war, der gutmüthige Don Vincent, oder die jungen Eheleute.

Sobald der an dem reichen Kaufmann Don Antonio begangene Raub und Mord bekannt wurde, eilte Don Vincent zu dem Alkalden, äußerte seine Bestür-

zung über diese neue Unthat, und rieth dazu: man müsse sofort Anstalten treffen, ähnlichem Frevel vorzubeugen. Er erbot sich seine ganze Dienerschaft zu bewaffnen und sie des Nachts, er an ihrer Spitze, an den gefährlichsten Stellen als Schildwachen aufzustellen. Der Alkalde nahm, zumal da die Truppen grade jetzt anderswo gebraucht wurden, den großmüthigen Antrag mit Freuden an und übertrug Don Vincent die Sorge für die Sicherheit der Bergstraßen. Der Ritter versah dieses Amt mit dem allergrößten Eifer, und Nacht für Nacht sah man ihn, sich den Schlummer entziehend, die von ihm ausgestellten Schildwachen mustern, welche den strengsten Befehl hatten, sich unter keiner Bedingung von ihrem Posten zu entfernen; selbst dann nicht, wenn die Räuber vielleicht Versuche machen sollten, sie durch Schießen in der Ferne von demselben fortzulocken. Nichts desto weniger aber nahmen die Räubereien und Mordthaten in der Gegend überhand, und das Ganze schien jedesmal in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Obgleich die Posten fast in jeder Nacht verändert wurden, wußten dennoch die Räuber, wie durch ein Wunder, die unbewachten Stellen herauszubekommen.

Man zerbrach sich allgemein den Kopf über diese geheimnißvollen Räubereien. Abergläubische Personen meinten, der Böse selbst treibe sein höllisches Spiel im Gebirge; Andere muthmaßten, daß die Räuber sich in Felsenhöhlen versteckt hielten, deren Eingänge durch

dicke Waldungen jedem Blicke entzogen würden, und einige Andere, ihre Zahl aber war nur gering, wagten flüsternd die Ansicht auszusprechen, es müßten Bewohner der Gegend bei dem Raube mit im Spiele sein: wie man denn auch einst in der Nacht einen verlarvten Räuber fast bis zum Schlosse verfolgt habe, der sich nur dadurch rettete, daß er seine Larve in einen tiefen Abgrund schleuderte und so die Wachen täuschte, welche glaubten, er sei selbst hinabgesprungen.

Das Geheimniß ward indeß immer peinlicher. Die Nachbaren begannen sich zu beargwöhnen, zumal wenn sie feindlich gegen einander gesinnt waren. Manche wurden zur Untersuchung gezogen, und wenn sie gleich wegen Mangel an Beweisen freigesprochen wurden, so war denn doch der Friede des sonst so glücklichen Dorfes gänzlich gestört.

Der großmüthige und wohlthätige Don Vincent that alles Mögliche um das Uebel zu lindern und die Wohlthaten, welche er jetzt spendete, waren zahlreicher und bedeutender als zuvor.

Unterdessen segnete der alte Alkalde, Pietro Almansor, das Zeitliche, und sein Sohn, Don Fernando, folgte ihm in seinem Amte. Obgleich noch jung und unerfahren, betrieb dennoch der Letztere die Verfolgung der Räuber mit mehr Energie, als es sein Vater gethan. Es ließ mehrere Dorfbewohner, ja selbst mehrere Diener des Don Vincent, auf denen der Verdacht haftete, an den Freveln Theil genommen zu haben,

gefänglich einziehen. Unter ihnen befand sich der Pförtner des Schlosses, denn ganz dicht bei seiner Wohnung hatte man die Maske gefunden, welche der verfolgte Räuber in jener Nacht von sich geschleudert hatte. Die Kunde von diesem Verfahren verbreitete sich über die ganze Gegend; der junge thätige Alkalde stellte in dieser Rücksicht fast täglich Verhöre an, dennoch aber konnte das geheimnißvolle Dunkel nicht gelichtet werden.

Eines Tages stieg indeß das Interesse, welches diese Verhandlungen einflößten, auf's Höchste, denn es hatte sich die Kunde verbreitet, daß Pedro, jener Diener, welcher bei der Ermordung des unglücklichen Don Antonio zugegen gewesen war, aufgefordert sei vor dem Alkalden zu erscheinen, und der Gerichtssaal war demnach mit Menschen angefüllt.

Unter den Zuhörern im Gerichtssaal befand sich auch die junge, schöne Gattin des Alkalden, welche neben ihrem Manne dem Zeugen grade gegenüber saß. Pedro stattete einen ausführlichen Bericht von dem Ueberfalle seines Herrn in dem Gebirge ab, und war so eben im Begriff die Persönlichkeit des Räubers und Mörders zu schildern, als plötzlich Don Vincent in den Gerichtssaal trat, so daß die Verhandlung einen Augenblick lang unterbrochen ward. Der Ritter drängte sich durch die Menge, grüßte freundlich und wohlwollend nach allen Seiten hin, schritt an dem Zeugen Pedro vorüber und wollte so eben seinen Sitz zur

Seite des Alkalden einnehmen, als plötzlich ein Schrei des Staunens und des Erschreckens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war Pedro, von dem der Schrei ausging und der jetzt bleich und zitternd dastand, bald den starren Blick auf das ruhige Antlitz des Vincent gerichtet, bald sich mit Abscheu von demselben abwendend. —

Der Alkalde befragte Pedro um die Ursache seines Entsetzens, aber es verging eine ganze Zeit, bevor er ihm Antwort abgewinnen konnte. Endlich hob der noch zitternde Pedro langsam die Hand, deutete auf Don Vincent und kreischte: „dort steht der Mörder meines Herrn!“

Alles stürzte herbei, um sich auf den elenden Verläumder solcher Tugenden zu werfen. Und Pedro wäre in Stücke zerrissen worden, wäre nicht Don Vincent selbst, Ruhe gebietend, dazwischen getreten. Er winkte mit der Hand, und als alles still war, sprach er: „Bestraft den armen Burschen nicht zu hart für seinen Irrthum, Ihr guten Freunde, er meint es ohne Zweifel gut und hat sich nur geirrt. Laßt uns das Verhör fortsetzen.“

„Ich will, wenn Ihr es wünscht,“ nahm der Alkalde wieder das Wort, „diesen nichtswürdigen Lügner sofort in das Gefängniß werfen lassen, statt einen Menschen länger zu befragen, dessen Aussage so wenig Glauben verdient.“

„Auf keinen Fall,“ versetzte der Ritter, „im

Gegentheil, ich bestehe darauf, daß Ihr die Untersuchung fortsetzt, es ist ja möglich, daß irgend eine von dem Zeugen bemerkte Aehnlichkeit auf die Spur des wirklichen Thäters leite.“

„Wohlan denn, wie es Euch beliebt,“ sprach der Alkalde. Pedro hatte sich unterdessen hinlänglich gesammelt, und da er, wenn er seine Gedanken beisammen hatte, ein schlauer und gewandter Bursche war, so ließ er jetzt sein Auge ruhig und forschend über Don Vincents Gestalt gleiten, auf den Degen des Ritters schien aber ganz besonders sein Blick gerichtet. —

„Ich sprach die Wahrheit,“ rief er, „ich führe den Beweis. Als jener Raubmörder sich, nach dem Pistolenschuß, der meinen armen Herrn getödtet, vom Felsen herabschwang, stieß er mit etwas Glänzendem gegen das Gestein; es fiel etwas ab, was ich in der Eile aufhob; hier ist es und dorthin paßt es!“

So sprechend zog er einen goldnen Knopf aus der Tasche und deutete auf Don Vincents Degen, an dessen goldenem Griffe der Knopf mangelte.

Die Kühnheit dieser Rede, die Schnelligkeit der Handlung und die Unumstößlichkeit des Beweises überwältigten den Ritter und versetzten die ganze Versammlung in die größte Bestürzung. Don Vincent stand da, wie niedergeschmettert.

Julie warf sich in Thränen aufgelös't zu den Füßen ihres Gatten, und flehte um Gnade für ihren

beiderseitigen Wohlthäter, eine Bitte, in welche alle Anwesende knieend mit einstimmten, denn es war keiner unter ihnen der nicht Wohlthaten von dem Ritter empfangen hatte. So von allen Seiten gedrängt, wußte der arme Alkalde, welcher selbst dem Don Vincent so große Dankbarkeit schuldig war, nicht was er beginnen sollte, da aber endete Don Vincent selbst, der sich indessen gesammelt hatte, seine Verlegenheit, und in dem ihm eigenthümlich durchdringenden milden Tone sprach er zu der Versammlung gewandt:

„Meine theuren Freunde! Ich habe einiges Recht Euch so zu nennen, trotz des Bekenntnisses, das ich vor Euch abzulegen im Begriff stehe. Ich bitte Euch, hört mich ruhig an, und wenn Ihr meine Thaten auch nicht verzeihen könnt, so werdet Ihr doch den Thäter nicht hassen, weil Euch die Beweggründe derselben kund wurden. Der Hang zur Wohlthätigkeit wurde mit mir geboren und steigerte sich, indem ich demselben nachgab, zu der unwiderstehlichsten, schrankenlosesten Leidenschaft. Dieser Leidenschaft opferte ich Alles, mein ganzes Vermögen. Als es fort und ich arm war, beklagte ich meine Armuth nur, weil sie mir die Mittel raubte, meiner Sucht zu geben nachzuleben. Die Leidenschaft, mit freigebiger Hand Gaben zu spenden, flammte in meinem Innern, ich wollte sie bekämpfen, aber vergebens! Die Unmöglichkeit sie zu befriedigen regte sie noch mehr auf. Ich verließ Madrid — ich kam hieher — noch kämpfte

meine Leidenschaft mit meinen Grundsätzen, da wart Ihr es, Alkalde, der den Ersteren den Sieg verschaffte. Eure Leiden regten mein Mitleid so mächtig an, daß ich meinen Gefühlen nicht mehr zu gebieten vermochte. Ich fühlte mich gedrängt Euch zu helfen und mit einem einzigen Schlage Euer Glück zu begründen. Die Sucht Euch glücklich zu machen ließ mich nicht an Elend denken, welches ich Anderen bereitete. Ich war es also, der den Don Antonio tödtete und die ihm geraubten 10,000 Thaler am folgenden Tage Julien schenkte. — Ich bin ein Opfer einer unseligen Leidenschaft, darum flucht mir nicht!"

So sprechend, sank Don Vincent zurück in seinen Sessel und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Der Alkalde und die ganze Versammlnug konnte sich erst nach langer Zeit von ihrer Bestürzung erholen; endlich erklärte der Erstere, daß er in dieser Angelegenheit unmöglich ein Urtheil abgeben könne, worauf Don Vincent sich bereit zeigte, sich sofort einer anderen höheren Gerichtsbarkeit zu übergeben.

Am folgenden Tage ward der Ritter mit einer Eskorte nach Madrid gesandt, wo ihm das Urtheil gesprochen werden sollte. Das Schicksal aber wollte nicht, daß er seine eigene Schmach erlebte. Auf dem Wege nach der Hauptstadt bäumte sich sein Roß am Rande eines steilen Abgrunds und stürzte, trotz der schnell herbeieilenden Wachen, mit seinem Reiter in die grausige Tiefe hinab.

Si non e vero, e ben trovato, rief Eugen, als Bernard geendigt. Uebrigens begreife ich die Verlegenheit des Alkalden, selbst abgesehen von seiner eigenen Verpflichtung gegen den Verbrecher, ja von seiner, wenn auch unwissentlichen moralischen Mitschuld wohl. Ist es mir doch selbst bei der Erzählung, obgleich ich keine einzige der handelnden Personen kenne, so zu Muthe gewesen, als spräche eine Stimme in meinem Innern laut zu Gunsten des Schuldigen.

Hier, meinte Freund, handelt es sich nun um ein wirkliches Factum; sonst aber sind jetzt auch in all' unsern Erzählungen und Romanen die tugendhaften Canaillen und die Spitzbuben aus Moralität so recht an der Tagesordnung. Diese Martyrisirung und Heiligsprechung des moralisch Häßlichen sagt mir sonst im Ganzen wenig oder gar nicht zu.

Ja, aber, meinte der junge amerikanische Romantiker, Sie können doch nicht jede Handlung, die auf den ersten Blick schlecht scheint, verdammen, ohne die Motive zu kennen.

Die Motive, erwiderte Freund, können wohl beschönigen, keineswegs aber ganz entschuldigen, wenn die Handlung wirklich unerlaubt ist.

Halt, halt, junger Herr, fiel hier der alte Jerome ein, Sie gehen auch ein bischen zu weit, am Ende demonstriren Sie uns da noch heraus, daß jeder ehrliche Soldat, der einen Feind todtschießt, ein Verbrecher, und jeder, der sich durch Nothwehr aus ihm ge-

legten Schlingen hilft, ein Mörder sei. Da will ich Ihnen doch einmal eine Begebenheit erzählen, von der ganz Frankreich sprach, grade als ich von einer meiner ersten Kreuzzüge unter dem Consulat zurückkehrte, und die ich denn so bei meinem müssigen Herumstreichen in den Caffehäusern hörte. Und ohne weitere Einleitung erzählte der Alte folgendes.

Die Flucht eines Staatsgefangenen.

Bald nachdem Bonaparte sich unter dem Titel eines ersten Consuls in den Besitz einer fast absoluten Herrschaft über Frankreich gesetzt hatte, fand in der Bretagne eine Insurrection zu Gunsten der Bourbons statt. Die Regierung, der viel daran gelegen war, das Land zu beruhigen, versuchte alle Mittel der Verführung bei den Häuptlingen der Insurgenten, während sie die Negociationen durch eine militairische Macht unterstützte. Alle Machiavellistischen Springfedern der Polizei unter Fouché wurden in Bewegung gesetzt, und der Krieg im Westen ward auf diese Weise bald zu einem befriedigenden Ende geführt.

Es war in dieser Periode, daß ein junger Mann, welcher der Familie Maille angehörte, von den Chouans nach Saumur abgesandt wurde, um eine Correspondenz zwischen mehreren Personen dieser Stadt und ihrer Umgegend, und den Anführern der Royalisten anzuknüpfen. Die Polizei zu Paris, welche ins

Geheim Kunde von dieser seiner Sendung erhalten, hatte einige Commissaire abgeschickt, um den jungen Mann bei seiner Ankunft in Saumur zu arretiren. Er ward demnach gefänglich eingezogen, so wie er ans Land trat, denn er langte auf einem Schiffe, als Steuermann verkleidet, an. Er war indeß klug und gewandt, und hatte die Gefahren seines Unternehmens wohlweislich bedacht, und sein Paß und seine übrigen Papiere waren so gut in Ordnung, daß diejenigen, die sich seiner bemächtigten, an seiner Identität zu zweifeln begannen.

Der Chevalier von Vevancourt, so nannte er sich, hatte seine Rolle trefflich studirt, und führte sie bewunderungswürdig durch. Er hatte sich mit allen Verhältnissen der Familie, deren Namen er führte, so genau bekannt gemacht, daß er alle deßhalb an ihn gerichteten Fragen vollkommen richtig beantwortete, und ohne Zweifel wieder auf freien Fuß gesetzt worden wäre, hätten nicht die Agenten der Polizei, rücksichtlich seiner Gefangennahme, die allerstrengsten und bestimmtesten Befehle gehabt; sie zogen es daher vor, eine vielleicht ungerechte Handlung zu begehen, als ein Individuum entwischen zu lassen, auf dessen Festhaltung der erste Consul einen so großen Werth setzte. Der Chevalier ward daher gefangen gehalten, bis rücksichtlich seiner weitere Befehle eingezogen sein würden. Diese langten auch bald an, und die Polizei ward beauftragt, den Gefangenen trotz der Be-

theurung seiner Unschuld im strengen Gewahrsam zu halten.

Der Chevalier ward daher bis auf weitere Ordre nach dem Chateau d'Escarpe gebracht, ein Name, welcher zur Genüge die Lage dieser Festung bezeichnet, die von tiefen, furchtbaren Abgründen umgeben, und nur nahbar ist mittelst eines einzigen, gefahrvollen Pfades, der zu dem Haupteingange führt, vor dem sich ein tiefer Graben befindet, und zu dem man nur über eine Zugbrücke gelangen kann.

Der Commandant dieses Gefängnisses, hoch erfreut, einen Gefangenen sich zugeführt zu sehen, welcher eine ausgezeichnete Erziehung und die feinste Bildung besaß, Vorzüge, die in jener Zeit etwas Seltenes waren, empfing den Chevalier, als ein wahrhaftes Geschenk der Vorsehung. Er machte ihm den Vorschlag, ihn auf sein Ehrenwort frei umhergehen zu lassen, und ihm behülflich zu sein, die Langeweile zu verscheuchen, von der, in der Regel die Gefängnißwärter fast eben so sehr geplagt werden, als die Gefangenen selbst.

Bevancourt verlangte es nicht besser; er war ein Mann von Ehre, und ein schöner junger Mann. Er besaß höchst einnehmende Gesichtszüge, ein äußerst angenehmes Wesen, und dabei eine männliche, kräftige Gestalt, kurz er schien von der Natur zum Häuptling einer Parthei geschaffen. Der Commandant räumte ihm die besten Zimmer des Gebäudes ein, lud ihn an

seine eigene Tafel, und war eine Zeitlang höchst erfreut über die Anwesenheit des neuen Gefangenen.

Der Commandant aber war ein Corsikaner, und besaß eine Gattin, auf die er außerordentlich eifersüchtig war, so daß er Sorge trug, ihrer nie in Gegenwart des Chevaliers zu erwähnen, welcher daher eine Zeit lang nicht die leiseste Ahnung hatte, daß sich ein weibliches Wesen innerhalb der Mauern der Festung befinde, versteht sich außer einer alten Magd, die die Geschäfte des Hauses versah.

Eine Glasthüre führte aus dem Zimmer des Commandanten in einen kleinen Raum, den man aus Höflichkeit einen Garten nannte.

In dieses Heiligthum hatte er niemals seinen Gefangenen geführt, obgleich derselbe in alle übrigen Theile der Festung freien Zutritt hatte. Dieses indirecte Verbot schrieb indeß der Chevalier einer Caprice des Commandanten zu.

Nun ereignete es sich, daß Vevancourt, als er eines Abends in das erwähnte Zimmer trat, um dort wie gewöhnlich mit dem Commandanten Schach zu spielen, das Gemach leer fand. Die nach dem Garten führende Thür stand geöffnet, und da der Chevalier den Commandanten in demselben vermuthete, trat er hinaus. Da er sich indeß vergebens nach dem Letzteren umsah, stand er schon im Begriff sich wieder in das Gebäude zu begeben, als plötzlich ein Geräusch von oben herab seine Aufmerksamkeit rege machte.

Er blickte hinauf und gewahrte, daß ein kleines, mit einem Laden versehenes, von ihm bisher unbemerkt gebliebenes Fenster geöffnet wurde. Dieses war an sich eigentlich nicht wichtig, ward es aber für den Chevalier, als sich an dem Rande des Fensters einige Finger zeigten, deren Weiße und Zartheit zur Genüge beurkundeten, daß sie nicht der braunen Faust des Commandanten angehörten. Diesen schönen Fingern folgte bald ein noch schönerer Arm, dem schönen Arm eine noch schönere Büste, und dieser alsdann endlich das reizendste Gesicht, welches der Chevalier je geschaut hatte.

Der Garten war, wie ich bereits berichtet habe, äußerst klein, und es ist daher begreiflich, daß die Besitzerin der so eben geschilderten Reize augenblicklich den Chevalier gewahrte. Kaum aber war ihr Blick auf ihn gefallen, als auch sofort ihre Wange hoch erglühte, und das Fenster plötzlich wieder geschlossen ward.

Dieses ward indessen mit einer solchen Gewalt bewerkstelligt, daß das Fenster sogleich von selbst wieder aufsprang, und die Unbekannte sich genöthigt sah, sich, um es zu schließen, noch einmal den Blicken des Chevaliers zu zeigen. Jetzt, ich weiß nicht, wie es kam, begegneten sich ihre Augen, dann verschloß sie das Fenster, und verschwand hinter dem Vorhang desselben, wie ein lieblicher Stern hinter einer Nebelwolke.

Der Chevalier war ein Franzose, und liebte also wie alle seiner Nation die galanten Abentheuer; sehen und handeln war bei ihm eins. Ueberdieß war im gegenwärtigen Falle keine Zeit zu verlieren, denn es konnte mit jedem Augenblicke der Befehl anlangen, ihn am folgenden Morgen zu erschießen, wodurch das Liebesabentheuer verhindert worden wäre. Mit der Schnelligkeit und Gewandtheit eines Husarenofficiers sprang er daher zu dem Schreibtisch des Commandanten, und warf in wenigen Secunden ein feuriges Liebesbillet hin.

Dann flog er wieder hinaus in den Garten, riß, der Dornen nicht achtend, die seine Hand ritzten, eine Rose vom Stamme, wickelte das mit seinem Blut bespritzte Papier um dieselbe, und warf sie hinein in das Fenster, das, wie er richtig vermuthet, nach seinem Verschwinden aus dem Garten wieder geöffnet worden war. Darauf zog sich der Chevalier auf sein eignes Zimmer zurück, wo er eine Zeitlang blieb, und von wo er sich alsdann, so als ob nichts vorgefallen sei, eine Opernarie vor sich hin trällernd, wieder zu dem Commandanten begab, denn er hoffte ihn wie gewöhnlich, mit dem Arrangiren der Schachfiguren beschäftigt zu finden.

Wahrscheinlich würde Alles so gegangen sein, wie der Chevalier es erwartet hatte, aber ein kleiner Umstand hatte Alles vereitelt; der Commandant war zu sehr ungelegener Zeit, in das Zimmer seiner Gattin

gerade in dem Augenblick getreten, als die Rose mit dem blutbespritzten Liebesbrief ins Fenster flog. Die Folge hievon war, daß der Chevalier den Commandanten, statt, wie er gehofft hatte, ihn die Steine des Schachbretts ordnend zu finden, mit zornflammendem Gesicht erblickte, wie er sechs in Reihe und Glied dastehenden Grenadieren einen Befehl ertheilte. Die Tendenz dieses Befehls ward dem Chevalier auf der Stelle klar; zwei der kräftigsten Grenadiere erfaßten ihn sofort beim Kragen, während zwei derselben ihm voran schritten, die beiden Letzten aber ihn mit den Musketen vorwärts trieben; so ward er, ohne daß er Zeit hatte, gegen dieses Verfahren zu protestiren, in einen Kerker geführt, der mit dem Boudoir einer Dame nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte.

In dieser angenehmen Behausung ward Bevancourt mit grobem Brode und schmutzigem Wasser genährt, wie alle übrigen Gefangenen. Sein, unter der Plattform des Gefängnisses gelegener Kerker, hatte ein steinernes Gewölbe, die Mauern waren sehr stark, und der Thurm selbst stieg an einem steilen Abgrunde empor. Eine Flucht schien durchaus unmöglich.

Sobald der Chevalier sich von der traurigen Gewißheit überzeugt hatte, versank er in jene Träumerei, die zugleich die Verzweiflung und den Trost eines Gefangenen ausmacht. Er begann sich mit jenen Dingen zu beschäftigen, die an sich unbedeutend sind, die aber für Personen in seiner Lage die größte Wich-

tigkeit gewinnen: er zählte die Tage, Stunden und Minuten; er gedachte mit Schmerz seiner früheren behaglichen Lage, und verwünschte alle Moosrosen, Liebesbriefe und Fensterläden. Endlich konnte ihn der, den Franzosen eigenthümliche Leichtsinn nicht mehr aufrecht halten, und er fühlte sich von jenem Drange nach Freiheit verzehrt, welcher oft den Gefangenen zu den verzweiflungsvollsten Unternehmungen begeistert. Aber es traten ihm in dieser Hinsicht alle nur erdenklichen Hindernisse entgegen, so daß er fast nur hoffen konnte, durch den Tod aus seiner Haft befreit zu werden.

Eines Tages blieb der Kerkermeister, nachdem er ihm seine gewöhnliche armselige Nahrung gebracht hatte, statt sich wie sonst wieder hinweg zu begeben, mit kreuzweis über einander geschlagenen Armen vor ihm stehen; wobei er ihn mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht betrachtete. Ihr Gespräch beschränkte sich in der Regel auf einige wenige Worte, und ward niemals von dem Kerkermeister begonnen. Bevancourt war daher nicht wenig erstaunt, als dieser mit den Worten begann:

„Mein Herr, Sie haben ohne Zweifel Ihre guten Ursachen, daß sie sich Herr Latour nennen. Auch kümmert mich das nicht, es ist nicht meine Sache Ihren wahren Stand ausfindig zu machen, Sie mögen sich meinetwegen Peter oder Paul nennen, ich aber weiß," hier blinzte er bedeutungsvoll mit dem linken

Auge, „daß Sie Herr Theodore Amadea Francois, Chevalier de Vevancourt, und Cousin der Herzogin de Maille sind.“

„Wohlan“, fügte er nach einer kurzen Pause mit einem triumphirenden Blick auf seinen Gefangenen hinzu. „Wohlan, nun was sagen Sie dazu?“

„Und,“ entgegnete Vevancourt, welcher einsah, daß seine Lage durch die Offenbarung seines wahren Namens nicht leicht verschlimmert werden konnte, „wenn ich nun wirklich der Chevalier de Vevancourt wäre, was würde es denn Euch nützen?“ —

„Viel, sehr viel,“ antwortete der Kerkermeister mit gedämpfter Stimme. „Geben Sie Acht auf meine Worte! Ich bin dringend angegangen worden, Ihnen zu Ihrer Flucht behülflich zu sein. Da man mich aber erschießen würde, wenn man nur den geringsten Argwohn faßte, so bin ich entschlossen mich nicht weiter in die Sache zu mischen, als durchaus erforderlich mir die versprochene Belohnung zu verdienen. Geben Sie Acht, mein Herr, hier ist der Schlüssel,“ bei diesen Worten zog er eine kleine Feile hervor. „Mit diesem Werkzeuge können Sie die Eisenstangen dort durchfeilen,“ er deutete auf die Oeffnung, durch welche das Licht in den Kerker fiel. —

„Ich werde mich schon hindurchzwängen,“ rief lebhaft der Gefangene.

„Dann müssen Sie das Seil an eine der Stangen befestigen.“

„Welches Seil?“

„Dieses hier,“ entgegnete der Kerkermeister, indem er ein mit dicken Knoten versehenes Seil unter seinem Wamms hervor zog. „Es ist, wie Sie sehen, aus Leinwand zusammen gedreht, damit es den Anschein gewinne, als hätten Sie Ihre Betttücher dazu benutzt; übrigens hat es die erforderliche Länge. Wenn Sie den letzten Knoten erreicht haben, so lassen Sie das Seil nur fahren; das Uebrige ist Ihre Sache.“

Nach einer Pause fuhr der Kerkermeister fort: „Ich habe einige Ursache zu glauben, daß Ihr, unten angelangt, in der Nähe einen mit raschen Pferden bespannten Wagen und Freunde finden werdet, die Eurer dort harren. Es versteht sich übrigens, daß ich kein Wort davon weiß. Noch habe ich vergessen, Euch zu sagen, daß auf dem Thurme rechts eine Schildwache steht, die Euch eine Kugel in den Kopf jagen wird, wenn dieselbe Euch gewahrt. Ihr werdet also wohl thun, eine recht finstere Nacht und den Augenblick abzuwarten, an welchem die Schildwache etwa ein wenig eingenickt ist. Ihr lauft allerdings einige Gefahr; aber“ — — —

„Gleichviel,“ unterbrach ihn lebhaft der Gefangene, „auf jeden Fall werde ich nicht hier wie ein Hund todtgeschossen werden.“ —

„Wer weiß, das könnte Euch dennoch begegnen,“ entgegnete er in seinem gleichgültigen Tone.

Bevancourt hatte in seiner Freude, womit ihm

die Aussicht auf eine baldige Befreiung erfüllte, keine Zeit, auf diese Bemerkung zu achten. Er ging, so wie der Gefangenwärter sich hinweg begeben hatte, ans Werk, und feilte den ganzen Tag hindurch an den Eisenstangen. Da er aber besorgte, der Commandant könne auf den Einfall kommen, seinen Kerker einmal persönlich zu untersuchen, traf er Anstalt, die Spuren seiner Arbeit sorgfältig zu verbergen, indem er die Einschnitte mit Brod füllte, welchem er durch Reiben im Kamine die Farbe des Eisens gegeben hatte. Darauf wartete er auf eine, für seinen Zweck passende Nacht, und zwar mit der ganzen Ungeduld eines nach Freiheit verlangenden Eingekerkerten.

Endlich in einer dunklen Herbstnacht beendete er seine Operation. Die Eisenstange war durchfeilt, das Seil war befestigt, und Vevancourt, welcher sich nicht ohne Mühe durch die Oeffnung gezwängt hatte, harrte auf den Mauervorsprung draußen eines Augenblicks, an welchem sich die Schildwache auf dem Thurme am wenigsten wachsam zeigen würde.

Endlich zwischen zwei und drei Uhr Morgens, sah er, daß die Schildwache in das Schilderhaus trat, und rasch benutzte er diesen Moment, um an dem Seile hinunter zu gleiten. Alles schien nach Wunsch zu gehen; schon hatte er glücklich den letzten Knoten des Seils erreicht, da aber fiel es ihm ein, daß es rathsam sei, bevor er dasselbe aus seinen Händen lasse, mit seinen Füßen den Boden zu suchen; er that es,

aber kein Boden war zu spüren. Dies war keineswegs ermuthigend; jedoch war er schon im Begriff, das Seil fahren zu lassen, als ein plötzlicher Windstoß ihm den Hut vom Kopfe riß. Er horchte hin, um das Geräusch zu hören, das sein Fall seiner Meinung nach verursachen mußte; da er aber nichts vernahm, kam er plötzlich auf den Gedanken, daß man ihm vielleicht eine arge Schlinge gelegt haben könne. Auf welche Weise aber, und zu welchem Endzweck, darüber konnte er mit seinen Gedanken nicht ins Reine gelangen.

In dieser Ungewißheit war er entschlossen, den Fluchtversuch auf eine andere Nacht zu verschieben; und für denselben wenigstens den ersten Strahl des anbrechenden Tages abzuwarten. —

Seine ungewöhnlichen Körperkräfte setzten ihn in den Stand wieder hinauf zu seinem Kerker zu klimmen; ungemein erschöpft erreichte er den Vorsprung der Mauer, wo er rastete.

Bald darauf zeigte sich in Osten der erste Strahl der Morgenröthe, und jetzt gewahrte er mit Schaudern, daß sich zwischen dem Ende des Seils und den scharfen, spitzen Felsen des Abgrund ein Raum von wenigstens 150 Fuß befände.

„Ei, ei! Herr Commandant," sprach Bevancourt mit der ihm eigenthümlichen Seelenruhe, „ich bin Ihr ganz gehorsamer Diener." Dann hielt er es für rathsam, sich wieder in seinen Kerker hinein zu zwängen.

Dort angelangt, legte er alle seine Kleider auf das Bett, ließ das Seil draußen hängen, damit man glauben solle, er sei in die Schlinge gegangen und hinab gestürzt; worauf er sich hinter die Kerkerthür versteckte, und der Ankunft des verrätherischen Kerkermeisters sehnsuchtsvoll entgegen harrte, wobei er sich mit einer der ausgebrochenen Eisenstangen bewaffnet hatte.

Der Gefangenwärter erschien zu der gewöhnlichen Zeit, ja fast noch früher als sonst. Er öffnete pfeifend die Thür; kaum aber hatte er einen Schritt in den Kerker gethan, als Vevancourt mit der Eisenstange einen so füchterlichen Schlag auf seinen Kopf führte, daß er augenblicklich todt zu Boden stürzte. —

Der Chevalier entkleidete darauf sofort den Leichnam und legte eilig die Tracht des Erschlagenen an; ahmte dessen Gang nach und bewerkstelligte in dieser Verkleidung, mitten durch die arglosen Schildwachen, glücklich seine Flucht.

Nennen Sie nun Vevancourt auch einen Mörder? kehrte sich der Alte, als er geendet hatte, fragend an Freund.

Der That nach freilich, der Motive nach, durchaus nicht, lautete die Antwort.

Ueberhaupt, meinte van der Brook, muß man bei einer solchen That, wenn sie auch nur in der allergeringsten Beziehung zu den augenblicklichen politischen

Verhältnissen steht, diese letzteren mit in die Wagschale legen, um seinem Urtheil die gehörige Gültigkeit und Richtigkeit zu geben. Nehmen wir z. B. die französische Revolution. Manche unter andern Verhältnissen vielleicht gerade nicht rechtliche und gute, aber auch nicht furchtbare und verabscheuungswürdige That wird so durch die Verhältnisse zu einer solchen gesteigert, und dagegen wird eine andere, die man in unserem heutigen Alltagsleben kaum einer lobenden Erwähnung werth halten würde, dort als das erhabenste Beispiel der schönsten Tugend, des aufopferndsten Heroismus erscheinen.

Selbst dieser Nimbus, der in solchen Zeiten die Tugend umschwebt, meinte Freund, kann mich aber doch nicht bestimmen, deßhalb die Zeiten gut zu heißen. Ich will doch lieber die Tugend aus der Vogelperspective des ruhigen und friedlichen bürgerlichen Alltagslebens, als durch die Lupe solcher Gräuel und Mordtage hindurch in vergrößerten Dimensionen erblicken.

Aber, warf der Amerikaner ein, selten wird der wahren Tugend mehr Gelegenheit geboten, sich als solche zu bewähren, als in Zeiten von Revolutionen und politischen Stürmen. Zeigt uns das nicht die Revolution von 89 deutlich genug?

Aber, rief Freund heftig dazwischen, zeigt sie uns nicht noch in weit schrecklicheren und zahlreicheren Beispielen, wie weit der Mensch im Stande ist zu sinken und sich zu erniedrigen, und traten nicht vielleicht

manche der so sehr gerühmten Tugenden grade durch diesen schneidenden Contrast desto greller hervor?

Wenn ich Euch so streiten höre, sagte Polycarp, fällt mir immer mein Großvater ein. Der machte sich stets lustig über die jungen Leute, die über die Revolution, die sie nicht erlebt, von der sie nichts gesehen hatten, so mir nichts, dir nichts urtheilten, bei welcher Gelegenheit er uns denn immer aus seiner Jugendzeit ein Geschichtchen auftischte, bei dem es an Anspielungen auf die Jetztzeit nie fehlte.

Und wenn ich Dich so reden höre, rief Bernard lächelnd, so fällt mir ein, daß Du uns eine Geschichte schuldest, und Du wohlthun würdest, uns mit einer dieser großväterlichen Mittheilungen zu erfreuen.

Ja, das ist schwer, meinte Polycarp, denn um dem Dinge nichts von dem eigenthümlichen Reize zu nehmen, müßte ich schon im Geiste gleichsam in der Person meines Großvaters erzählen.

Nun, meinte Amedie, wir wollen unser Möglichstes thun, Dir zur Hülfe, uud so schwer es Ihnen auch wird, meine Herren, sich diesen jungen Sausewind als vernünftigen alten Mann vorzustellen, so müssen wir uns, wollen wir die Erzählung hören, doch unserer Phantasie für kurze Zeit diese Gewalt anthun. Also angefangen, Herr Großpapa!

Polycarp räusperte sich, nahm eine gewaltig gravitätische Miene an, und begann:

Memoiren eines alten französischen Bürgers.

Eine berühmte Frau.

Man hat so viel von dem Pêlemêle unseres Jahrhunderts und seinen Evolutionen geschwatzt; um aber die Sache gründlich besprechen zu können, muß man ihr wie Leute meines Alters beigewohnt haben; man muß gleich uns Ludwig XVI., Robespierre und Napoleon mit eigenen Augen geschauet, und den Staub aller Dinge überlebt haben, dabei ein Beschauer der Gegenwart sein, während man nur noch in der Erinnerung lebt.

Vormals wohnte der obscure Mann den Revolutionen nur aus der Ferne bei, und er sah die handelnden Personen nur auf der Schaubühne; seit zwanzig Jahren haben wir sie mit unsern Ellenbogen berührt, und ganz nahe sprechen gehört; diese Schauspieler waren unsere Verwandte, unsere Freunde, unsere Nachbaren! Aus unserer Mitte traten sie auf die Bühne, wurden anfangs applaudirt, dann gezischt und sie verschwanden um anderen glücklichern Schauspielern Platz zu machen. Die Geschichte unseres Jahrhunderts hat sich nicht, wie die der früheren, in Palästen, sondern auf den Straßen vor aller Augen zugetragen; um sie zu kennen braucht man nur gelebt und geschauet zu haben. Wer kann Euch wohl besser als der alte Pariser Bürger etwas erzählen, von der Ständever-

sammlung, von dem Convente und den Begebenheiten des Kaiserreichs? Was bedarf er Eurer Bücher für diese Vergangenheit, von der er selbst einen Theil ausmachte? Die Bücher berichten nur die Thatsachen, er aber kennt die Beweggründe, jene geheime Geschichte, die man niemals erzählt, und die sich im Vergleich zu jenen verhält, wie das wirkliche Leben zu dem Salonleben.

Diese geheime Geschichte, meine Kinder, will ich Euch nun erzählen, nicht gerade in der Ordnung, nicht in der gehörigen Reihefolge, sondern nach augenblicklicher Laune, bald im tragischen, bald im fröhlichen Tone, je nachdem der Zufall Erinnerungen bei mir weckt; der alte Pariser Bürger trifft deren auf jedem Schritt, Alles ruft ihm die Vergangenheit zurück. Hinter dem Paris, was Ihr jetzt schauet, giebt es für ihn ein anderes, ein Paris früherer Zeit; der Rest einer verlöschten Innschrift, ein altes irgendwo vergessenes Aushängeschild, ein altes, halbzerrissenes Buch können bei ihm Schmerz und Lust erwecken, von denen Du keine Ahnung besitzest!

So dachte ich, als ich neulich langsam über die Quais schlenderte, welche sich seit 30 Jahren so ungemein verändert haben; ich suchte überall nach irgend einer Spur aus der alten Zeit, die ich wie einen Freund meiner Jugend begrüßen könne. Ich hatte schon den Pont neuf erreicht, als ich plötzlich meine Schritte hemmte und zusammenbebte.

Unter alten, vor der Thür eines Kaufladens hängenden Kupferstichen gewahrte ich ein Bild, welches mir plötzlich in meinem Gedächtniß eine ganze Epoche wach rief. Es war ein allegorisches, von Evangelisty gestochenes Portrait, welches eine halbnackte Frau darstellte. Der mit seinem Köcher und Pfeilen bewaffnete Amor hielt sie mittelst einer Rosenguirlande zurück, der sie sich zu entwinden strebte, indem sie in der Ferne auf den Tempel des Ruhmes deutete. Unter dem Bilde waren folgende Worte eingravirt: Dlle. Caroline Wuiet, pensionnaire de la Reine, et membre décoré de l'Académie des Arcades.

Ich hatte das Original dieses Portraits gekannt, und die Erinnerung an dasselbe lebte noch in meinem Gedächtniß. Diese jetzt vergessene Frau hatte die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt. In drei Epochen zeigte sie sich in drei verschiedenen Rollen und zwar so glänzend, wie es nur eine Frau zu thun vermochte. So sah man sie als berühmtes Kind, protegirt von Maria Antoinette, als Löwin dem Directorium, allen Ausgelassenheiten dieser republikanischen Regierung hingegeben; und endlich als Gemahlin eines Obristen das Kriegsglück des Kaiserreichs theilend. Caroline Wuiet war also ein echtes Bild der Zeit, und ihre bewegte, geräuschvolle und abentheuerliche Existenz umschloß diejenige aller Frauen, welche während der letzten 30 Jahre und trotz aller politi-

schen Convulsionen vor allen das Glück und das Vergnügen gesucht hatten.

Die Memoiren der Frau von Campan erzählen von dem ersten Kummer der Königin Maria Antoinette, und wie viel Mühe es sie kostete, Ludwig XVI. seiner Schlösserwerkstatt zu entreißen und einen Gatten daraus zu bilden. Es war damals als die Prinzessin von Lamballe zu ihrer Königlichen Gebieterin zum Erstenmal von einem jungen Mädchen sprach, welches ganz meisterhaft das Fortepiano spiele. Maria Antoinette wollte das Kind sehen und Caroline Wuiet ward ihr vorgestellt. —

Das damals kaum fünfjährige Kind hatte ein ganz allerliebstes Gesicht, gab lebhafte, geistreiche Antworten und hatte überdem ein einschmeichelndes, liebenswürdiges Wesen. Der ganze Hof ergötzte sich an dem Wunderkinde, man erschöpfte sich in dessen Lobe, es ging von Hand zu Hand, und die Königin erklärte, daß sie es adoptire.

Man berieth sich sofort, welch ein Erziehungsplan mit der kleinen Caroline zu befolgen sei, und man beschloß, daß sie in ihrem Anzuge die Farben der Königin tragen, und einen Schemel zu den Füßen ihrer Toilette einnehmen solle. Im Betreff der weniger wichtig scheinenden Dinge, so überließ man solche der Prinzessin von Lamballe. Diese übergab Caroline Gretry für die Musik, Beaumarchais für die Dichtkunst, Creuze für die Malerei und dem

ganzen Hofe was die Grundsätze anbetraf. Man ließ sie italienisch, englisch und lateinisch lernen. Einige Monate lang sprach man zu Versailles nur von den Fortschritten dieses Wunderkindes; man beeilte sich, sie wie eine kostbare Treibhauspflanze zu bewundern, man lehrte sie die Leidenschaften, die sie noch nicht fühlen konnte, auswendig hersagen, um sich auf strafbare Weise an einem Kinde zu ergötzen, das die große Dame spielte.

Um diese Zeit begann man ebenfalls von einem jungen Garde du Corps zu sprechen, der von väterlicher Seite von Racine und von mütterlicher Seite von Lafontaine abstammte; seinen Cameraden zufolge, hatte man in ihm einen neuen Ovid und Anakreon zu erwarten, dies war der Verfasser „der Briefe an Emilie,“ jener Apoll aus der Straße des Lombards, dessen überzuckerte Devisen unter dem Direktorium und dem Kaiserreiche so großes Glück machen sollten. Die kleine Caroline ward also diesem Herrn Dumoustier übergeben, welcher ihr, um uns des Ausdrucks jener Zeit zu bedienen, das Heiligthum der Kunst erschloß.

Carolinens Fortschritte waren so außerordentlich, daß sie schon in ihrem zwölften Jahre ein dreiaktiges Drama, „Angelina“ betitelt, verfaßte, welche Arbeit sich des Beifalls ihres Lehrers erfreuete.

Eines Tages verkündete Maria Antoinette ihrer Ehrendame, daß sie nun wirklich Königin von Frank-

reich und Ludwigs XVI. Gemahlin sei. Dies veränderte die ganze Stimmung bei Hofe; es wurden Feste gegeben und man erbauete einen Tempel, der siegreichen Liebe gewidmet.

Als die Königin, welche bisher mit Caroline nur Mutter gespielt hatte, selbst Mutter wurde, ward natürlich der Dauphin der Gegenstand ihrer ganzen Zärtlichkeit, und jene sank zu der untergeordneten Stellung eines Schützlings herab, dem man eine Pension ertheilte.

Nichtsdestoweniger fuhren Carolinens Talente fort sich auf das Schnellste zu entwickeln. Mit allen Künstlern jener Zeit in Verbindung stehend, geschmeichelt von den liebenswürdigsten Cavaliers zu Versailles, die Gunst der Königin genießend, ward sie immer angenehmer und gesuchter. Es ist erlaubt anzunehmen, daß diese Epoche die glücklichste ihres Lebens war. Die ländlichen Maskeraden zu Trianon waren damals am Hofe durchaus en vogue. Man hatte dazu ein Dorf erbaut, dessen neue aber wie alt geformte Dächer mit künstlichem Moose bedeckt, und dessen Mauern al fresco bemalt waren. Hier wohnte die Königin als Milchmädchen aus der komischen Oper verkleidet; man hörte überall nur die Klänge der Schallmeyen und das Gemecker der Lämmer; überall sah man auf dem Rasen nur Schäfer und Schäferinnen. Caroline Wuiet befand sich unter diesen Hirtenspielen und nahm an denselben Antheil, denn später sprach sie oft mit

Rührung von der Mühle zu Trianon. Ich erinnere mich, daß sie eines Tages als wir an dem Park vorübergingen, bemerkte: „Meine ganze Jugend liegt hinter jenem Gitter." Und dann erzählte sie mir die Geschichte ihrer ersten Jahre am Hofe. Unter den Erinnerungen aus jener Zeit war ihr besonders eine sehr theuer geblieben; es war die an eine alte Bäuerin aus Bac, welche sie dem Elende entrissen hatte.

„Das war meine erste gute Handlung," sprach sie, „und eine grenzenlose Dankbarkeit belohnte sie mir. Jede Woche ließ die gute Frau von ihrem Pfarrer einen frischen Blumenkranz einsegnen, um ihn zu Häupten meines Bettes aufzuhängen. Wenn ich sie besuchte bot sie alles auf und setzte mir alles vor, was ihre armselige Hütte enthielt. Eines Tages führte ich die Prinzessin von Lamballe dorthin, welche einmal bei einer wirklichen Bäuerin frühstücken wollte; aber sie wischte dennoch sorgfältig die Früchte ab, welche ihr mein alter Schützling reichte, und besprützte mit duftenden Essenzen die ihr freundlich dargebotenen Blumen."

Es war um dieselbe Zeit, daß Evangelisty jenes Portrait, von dem ich früher sprach, in Kupfer stach; Caroline stand damals auf dem höchsten Punkt ihrer Schönheit und ihrer Bildung; ihr Name prangte in der Geschichte der Wunderkinder; er war in Frankreich selbst den Ausländern bekannt, man sandte ihr lateinische, englische und französische Verse, damit sie unter ihr Bild gesetzt würden.

„Zornig," bemerkte sie mir, „über alle diese Verseleien, die nicht einmal meiner Eitelkeit schmeichelten, beschloß ich das Geschäft, wegen dessen sich so Viele abmühten, selbst zu übernehmen und warf als Unterschrift unter mein Bild folgende Verse hin:

Ceci ressemble a tout l'Original a rien:
Mélange inconcevable et de mal et de bien,
L'argile s'anima d'un atôme céleste,
Le Démon fit la tête et l'Eternel le coeur;
Le hasard et l'amour se chargerent du reste.

Obgleich Caroline Wuiet damals kaum 17 Jahre zählte, hatte man dennoch schon au Beaujolais, eine von ihr componirte Oper und im Theater de la Rue Richelieu ein Stück von ihr aufgeführt. Desforges, eben so berühmt wegen seiner Stücke, wie wegen seines guten Glücks, machte ihr den Vorschlag die Fortsetzung der l'Epreuve Villagoise in Musik zu setzen. Gretry fand die Arbeit seiner Schülerin des Theaters Favart würdig; sie ward einstudirt, und die Königin selbst gebot, sie bei Hofe aufzuführen.

Bei dieser Nachricht aber geriethen alle Musiker in Aufruhr; die Partitur der jungen Componistin ward, noch vor der Aufführung, angegriffen; man setzte alles in Bewegung, alle nur erdenklichen Kunstgriffe wurden angewandt, und wirklich ward nach acht Proben das Werk zurückgelegt und einem anderen Tondichter übertragen. Caroline erkrankte vor Verdruß, und da die Aerzte ihr eine Reise anriethen, begab sie sich nach

Deutschland und Italien, in welchem Lande sie zum Mitgliede der Akademie der Arkaden ernannt wurde.

Unterdessen schritten die politischen Bewegungen rasch fort. Als Caroline nach Frankreich zurückkehrte, hatte der König Versailles verlassen; die Prinzen waren emigrirt und Maria Antoinette hatte alles, selbst die Hoffnung verloren. Sie nahm ihren Schützling freundlich, wie eine Erinnerung aus besseren Tagen, aber mit einem schmerzlichen Gefühl auf.

„Warum bist Du nicht in Deutschland geblieben?" fragte sie, „ich besitze hier keine Macht mehr."

„Eben deshalb bin ich zurückgekehrt," erwiderte das junge Mädchen.

Die Gefangennahme der Königlichen Familie erfolgte bald darauf. Caroline eilte sofort zu derselben. Maria Antoinette vertrauete ihr ein Kästchen für den Grafen von Artois an, auf dem Deckel befand sich ein Phönix mit den Worten: Je renaitrai de ma cendre!

Es währte übrigens nicht lange als auch unsere Heldin verhaftet und zur Exportation verurtheilt wurde. Sie flüchtete nach England, wo sie den Tod des Herrn von Harmville, dem sie das Kästchen für den Grafen von Artois übergeben hatte, erfuhr. Was besagtes Kästchen betraf, so wußte niemand was daraus geworden. Sie schrieb an den Grafen von Artois und berichtete ihn, wie sie verhindert worden ihm dieses Zeichen der Anhänglichkeit der Königin zukommen zu lassen.

Nachdem Caroline einige Monate in England verweilt hatte, begab sie sich nach Holland und von dort nach Deutschland, wo sich damals eine bedeutende Anzahl französischer Emigranten befand. Die Meisten derselben hatten ihre Vorurtheile mit sich gebracht, und sprachen von der französischen Revolution wie von einem Aufruhr der Canaille.

„Es überraschte mich nicht wenig," bemerkte Caroline später, „jenseits des Rheins alle kleinen Intriguen Trianons wiederzufinden; es war dieselbe unleidliche Anmaßung, dieselbe nichtige Eitelkeit. Zwei Edelleute meiner Bekanntschaft bewohnten dieselbe Dachstube und waren nur durch einen Schirm getrennt. Für jeden Anderen würde diese Nähe eine brüderliche Vertraulichkeit herbeigeführt haben; der Herr Marquis und der Herr Graf aber waren zu gut erzogen, als daß sie die Eitelkeit hätten vernachlässigen sollen. Keiner von ihnen umschritt den Schirm, ohne daß er zuvor durch die Wirthin hätte anfragen lassen, ob der Herr Marquis, oder der Herr Graf auch sichtbar wären. Ueberdem gab es viele Bürgerliche, die, um die Mode mitzumachen, gleichfalls emigrirt waren und in der Fremde imaginaire Titel angenommen hatten. So traf ich zu Mons eine Kaufmannsfrau aus Nimes, die sich Frau Baronin von Renville tituliren ließ. Der größte Theil der Emigrirten wußte, was er von ihrem Adel zu halten hatte, da sie die Letztern aber an ihrer Tafel empfing, und da ihr Salon ihnen offen

stand, schwiegen sie klüglich. Ich werde niemals eine Scene vergessen, von der ich Zeuge war und welche die Authenticität der Baronin gewaltig zu compromittiren drohte. Der Chevalier von Riol, ein Mann von Ehre, wenn es je einen gab, dabei geistreich und gebildet, aber etwas leichtgläubig, langte zu Mons an, nachdem er sich mehrere Jahre in Rußland aufgehalten hatte. Ich traf ihn eines Abends als er mit der Baronin Tric-Trac spielte, die nach besten Kräften auf die Fragen die er an sie richtete, antwortete, und darin die bei dem Spiele gebräuchlichen Ausdrücke mischte.

„Die Frau Baronin," fragte unter anderen der Chevalier, „haben Frankreich seit einigen Monaten verlassen?"

„Im Juli, mein Herr! — cinq et quatre!"

„Sie wohnten ohne Zweifel in Paris?"

„Im Winter, wie alle Leute von Stande. Den Sommer brachte ich auf meinen Gütern zu — As!"

„Da haben die Frau Baronin ohne Zweifel auch die Baronin von Clairoult gekannt?"

„Von Clairoult?"

„Eine der ersten Familien." —

„Ei freilich, ganz genau, mein Herr, ganz genau! Die Gräfin von Clairoult! ich sah sie ja alle Tage."

„Und wissen Sie was aus ihr geworden ist?"

„Wie, das wissen Sie nicht? Sie ward guillotinirt!“

„Großer Gott! Und ihr Gemahl?“

„Starb ebenfalls unter der Guillotine.“

„Himmel! was sagen Sie mir da!“

„Quatre et as.“

„Und der Herzog d'Orimont?“

„Der Herzog? Ja das war einer meiner Verwandten, Chevalier. Er ist massacrirt worden — Quatre et six.“

„Ist das möglich!“

„Ach, Chevalier, Ihre Fragen rufen grauenvolle Erinnerungen bei mir wach! Meine armen Freunde! Meine unglücklichen Verwandten! — Bezet.“

„Eine Pause trat ein, ich erstickte fast vor Lachen. Endlich wagte es der Chevalier sich nach einem seiner Freunde, einem gewissen Marquis, zu erkundigen; diesmal hielt es die Baronin für angemessen ihn nicht umzubringen. „Er lebt,“ sprach sie, „ich bin dessen gewiß, ich habe ihn sehr genau gekannt!“

„Wohnt er noch immer in derselben Straße?“ fragte der Chevalier, „in der Rue — — wie heißt sie doch gleich?“

„Die arme Baronin, welche niemals in Paris gewesen war und nur die Straßen kannte, die sie auf ihren Pomaden- und Essenzen-Büchsen gelesen hatte, stellte sich, als ob sie nachsinne.“

„Sie wissen, die Straße lag zwischen dem Val

de Grace und dem Luxembourg," bemerkte der Chevalier.

„Ja, ja, jetzt fällt mirs ein," rief schnell die Baronin, „es war die Rue St. Honoré."

„Wie?" fragte der Chevalier de Riol, „die Rue St. Honoré befindet sich ja in der Nähe des Palais Royal!"

„Sonst, mein Lieber, sonst", entgegnete ruhig die Baronin, „das ist jetzt alles umgewandelt!"

„Was? Selbst die Straßen?"

„Alles, wie ich Ihnen sage. Ach, Sie wissen nicht, was für ein Mensch dieser Robespierre ist! Sie würden Paris kaum wiedererkennen. — Six et deux, Chevalier, ich habe gewonnen!"

Riol verbeugte sich und erhob sich von seinem Sitze. Diese letzte Nachricht hatte ihn ganz und gar niedergeworfen. Man mußte ihm eine Karte von Paris zeigen um ihn zu enttäuschen." —

Unterdessen begann das Exil Carolinen unerträglich zu werden. Ihre Bekanntschaft mit einigen Mitgliedern des Convents, verschaffte ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich; sie begab sich nach Versailles, wo sie einige Jahre in großer Zurückgezogenheit lebte. Es war damals als ich sie kennen lernte; sie arbeitete für einen Musikhändler, Namens Boyle, von dem sie sagte, er sei ein Blutegel und habe 500,000 Francs gewonnen, indem er schwere Abgaben auf die bettelnden Künste legte. Die Kunde von dem

Blutvergießen zu Paris erschreckte sie nicht mehr, ich äußerte ihr eines Tages mein Erstaunen darüber."

„Es giebt hienieden nichts Ewiges," erwiderte sie, „selbst die Thränen hören auf zu fließen, der Geist gewöhnt sich auch an Schreckensbilder und das Bedürfniß des Trostes tröstet schon an und für sich."

Sie war ein einziges Mal nach Paris gekommen, um eines der öffentlichen Feste mit anzuschauen, und hatte sich an dem Anblick der bewaffneten Prozession, den kleinen Tempeln, den großen Bürgerkronen und den als Spanier gekleideten Römern ergötzt.

Sie konnte sich indeß nicht allen Thorheiten jener Zeit entziehen; ihre thätige Einbildungskraft bedurfte der Veränderung, der Projecte, der Stürme der Welt. Ich fand sie eines Tages ganz ernsthaft mit dem Entwurf eines Planes beschäftigt, zur Bildung eines nicht politischen, sondern rein geselligen Frauen-Clubbs, das Programm war fertig, es trug durchaus den philosophischen Stempel jener Zeit. Ich kann dasselbe leider nicht in seinem ganzen Umfange mittheilen, aber ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß jedes Mitglied in diesem Clubb etwas finden sollte, was seinem Geschmacke entspräche. Die Koquetten sollten dort über Mode schwatzen können, die empfindsamen Frauen sollten sticken, die Mütter sich von ihren Kindern unterhalten und die jungen Mädchen eine Elegie über die Vergänglichkeit der Rose lesen.

Ich hatte einige Mühe, Carolinen dies Project auszureden; die Terroristen waren noch zu mächtig, und der vormalige Schützling Maria Antoinettens verdankte seine Sicherheit nur der Zurückgezogenheit, zu der sie sich verurtheilt hatte. Das kleinste Lebenszeichen konnte sie in die Erinnerung zurückrufen und auf das Schaffot führen. Sie begriff mich endlich, und gab den Clubb auf, um zu ihren Romanzen und Sonaten zurückzukehren. Was sie indeß mit ihren Arbeiten verdiente, war nur gering, auch hatte ihre Familie in der letzten Zeit bedeutende Verluste erlitten. Sie mußte die große Wohnung räumen, die sie bisher mit ihrer Mutter inne gehabt hatte, welches ihr sehr schmerzlich war, weil manche liebe Gewohnheit sie an dieselbe fesselte. Ihr Haus war von einem Emporkömmling, einem reich gewordenen Lieferanten, erkauft worden, sie bat ihn, ihr nur eine kleine Wohnung im obersten Stockwerk zu vermiethen. Ich war bei ihrer Unterredung mit dem kalten Menschen zugegen. „Es geht nicht,“ versetzte er in einem impertinenten Tone, „dort soll mein Kammerdiener wohnen.“ „Ich hätte,“ fuhr Caroline fort, „dort wenigstens die Aussicht auf den Garten, ich selbst habe den Garten angelegt, den Taubenschlag aufführen lassen.“ — „Mein Cassirer soll Ihnen Blumen und Bretter bezahlen,“ entgegnete der Emporkömmling. „So ersuche ich wenigstens um einen kurzen Aufschub,“ bat Caroline. „Bis Morgen,“ erwiderte der unverschämte Pa-

tron, indem er sich abwandte, „dann lasse ich alles zum Fenster hinauswerfen.“

Diese Scene machte auf Caroline einen so unangenehmen Eindruck, daß sie von diesem Augenblicke an allen Emporkömmlingen den furchtbarsten Haß schwur; und wir werden aus ihrem späteren Benehmen sehen, wie sehr dieser Auftritt sich ihrer Erinnerung eingeprägt hatte.

Man kann sich jetzt keinen Begriff davon machen, welche plötzliche und sichtliche Veränderung die Revolution vom 9. Thermidor in dem Aeußeren von Paris hervorbrachte. Die wilden Schaaren, welche die Straßen durchgezogen, verschwanden, und man gewahrte in denselben jetzt wieder die ehrsamen Bürger, welche sich seit so langer Zeit verborgen gehalten hatten. Die Läden öffneten sich auf's Neue, der Ruf der Verkäufer ward wieder vernommen. Die verschlossen gehaltenen Jalousieen wurden aufgemacht, und man steckte den Kopf wieder zum Fenster hinaus, um frische Luft zu schöpfen.

Als aber das Staunen über diese plötzliche Revolution sich gelegt hatte, war es etwas ganz anderes; ein Vertrauen, eine enthusiastische Freude folgte. Die ganze Bevölkerung von Paris glich einer Truppe Schulknaben, denen endlich die verschlossenen Thüren geöffnet worden sind.

Caroline Wuiet war nicht die Letzte, welche an dieser Rückkehr zur Freude Theil nahm. Sie eilte

nach Paris und traf dort mit mehreren ihrer Bekannten zusammen. Mehr als irgend jemand hatte sie durch die Drangsale gelitten, zu der die Schreckenszeit sie verdammte; auch stürzte sie sich gewissermaßen in den Tumult der Lustbarkeiten, die jetzt stattfanden. Während der nächsten drei Jahre sah ich sie nur in den öffentlichen Gärten und in den Theatern, wo ihre Schönheit, ihre Eleganz und ihre Berühmtheit aller Blicke auf sie zogen. Ich hörte, daß sie vertrauten Umgang mit Madame Tallien habe und allen Festen beiwohne, welche diese Königin der Schönheit gab.

Die Gesellschaft bot übrigens damals einen höchst seltsamen Anblick dar. Von der Revolution bis in ihre Grundvesten über den Haufen geworfen, hatte sie sich plötzlich, jedoch ohne System und Ordnung wiederhergestellt, so daß man neben einander den zum Millionair gewordenen Terroristen, den zum Lieferanten umgestalteten Edelmann, die Grisette als Wittwe eines Generals, und die vornehme Dame als Frau eines Lakais; vor allen Rechtsgelehrte, Pfandleiher, reich gewordene Banquerottirer erblickte.

Die nunmehr eintretende Sittenlosigkeit zeigte sich überall, in den Büchern, in der Conversation, in den Künsten. Die Läden der Kupferstichhändler zeigten nur galante Bilder; die Weiber kleideten sich à la grace. Besonders in Tivoli, zu Mousseau, Bellevue und Frascati zeigten sich diese halbnackten Göttinnen, an dem

letztgenannten Orte traf ich zuerst wieder mit Caroline Wuiet zusammen.

Ich blätterte grade in den Journälen, da legte sich mir vertrauensvoll eine Hand auf die Schulter, ich wandte mich, erblickte einen jungen Mann, bekannte Züge traten mir entgegen; es war — Caroline Wuiet.

„Wie, Sie sind es, in dieser Tracht?“ fragte ich erstaunt.

„Und was finden Sie daran auszusetzen,“ entgegnete sie schelmisch. „Ist sie nicht höchst elegant? Aber Sie sollten mich erst zu Pferde sehen, mein lieber Freund, keiner unserer Incroyables reitet wie ich. Aber räumen Sie mir ein Plätzchen neben sich ein, ich habe Ihnen viel zu erzählen.“

Ich ließ Eis bringen, sie setzte sich und theilte mir mit, was sich zugetragen, seit wir uns nicht gesehen. Eine Liquidation, eingegangene Ausstände, Arbeiten für die Journäle und der Verkauf einiger Sonaten hatten ihr in verschiedenen Epochen Geld verschafft; aber die Theater, das Spiel und die Modehändlerinnen hatten nach und nach Alles wieder verschlungen.

„Als ich meine Ausgaben überschlug,“ fuhr sie fort, „sah ich, daß die meisten mir durch mein Geschlecht auferlegt worden, ohne daß ich mir dadurch Vergnügen verschafft hätte. Das Weib hat tausend Bedürfnisse, denen sie nur durch Geld abhelfen kann.

Toilette, Theater, Wagen, für sie ist alles bei weitem theurer. Ich mußte also auf Oekonomie bedacht sein, wollte ich meine Lebensweise beibehalten. Ich nahm daher schnell meine Parthie, verkaufte meine Garderobe an eine Wäscherin, die sich so eben in die große Welt geworfen, und erhandelte dafür zwei elegante Männeranzüge."

„Und auf diese Weise mischten Sie sich unter die große Welt?" —

„Mehr als jemals. Ich kenne alle jene Leute dort, und ich kann Ihnen die Geschichte eines Jeden erzählen."

„Nun so lassen Sie hören."

„Wo soll ich beginnen?"

„Mit unsern Nachbaren."

„Wie, die kennen Sie nicht? das sind die Bürgerinnen Tallien, Recamier und Visconti, die drei einzigen Freundinnen der Republik, die sich nicht hassen."

Auf diese Weise und mit dem besten Humor fuhr Caroline fort, mir mit beredeter Zunge alle Umhersitzenden und Vorüberwandelnden zu schildern, unter denen sich viele Personen befanden, welche theils schon damals bedeutende Rollen spielten, theils solche in der Folge zu spielen bestimmt waren.

Einige Tage darauf besuchte ich Caroline Wuiet, welche mir ihre Adresse gegeben hatte; ich fand sie beschäftigt, mehr als zwanzig Briefe zu beantworten. Sie correspondirte mit Freron, Alexander Du-

val, Caron, Beaumarchais, Trenis, Madame Bonaparte, Garat und dem ersten Dollmetscher der Ottomanischen Pforte Codrika.

Caroline erzählte mir, daß sie im Begriff stehe, ein großes Project in Ausführung zu bringen; sie wollte nämlich ein Journal begründen. Alles war dazu vorbereitet und die erste Nummer sollte am folgenden Tage erscheinen. Jeden Tag sollte ein Blatt ausgegeben werden, es sollte Phönix betitelt sein und das Motto führen, welches an das, Carolinen von Maria Antoinette anvertrauete Kästchen erinnerte: Je renaîtrai de ma cendre.“

Ich fragte Caroline, ob sie auch für hinlängliche Redacteurs gesorgt habe.

„Wozu das?“ meinte sie, „ich werde das Journal ganz allein schreiben.“

„Aber die Gelder dazu?“

„Ich habe so ungefähr 20 Louisd'ors.“

„Und dann die Abonnenten?“

„Die werden schon kommen.“

Ich konnte nicht umhin ein solches Selbstvertrauen zu belächeln.

„Aber, mein Gott, warum rauben Sie mir im Voraus die Hoffnung?“ rief sie lebhaft. „Ihr vorsichtigen Leute seid doch alle gleich — nützlich wie bitterschmeckende Arzenei. Aber ich habe alles wohl überlegt, alles ganz genau berechnet.“ —

Sie überreichte mir ein kleines grünes Heft, wel-

ches ich durchblätterte, während sie ihre Briefe versiegelte. Ich fand anfangs in demselben nichts als Ausgaben für Theater, Wagen und Almosen.

„Blättern Sie nur weiter,“ rief sie mir zu.

„Ich soll also in Ihr geheimes Budget blicken?“

„Warum nicht? Ich bin weder so schlecht noch so gut, daß ich meine Handlungen verbergen sollte, ich könnte unter einer Glasglocke leben, wie der Seidenwurm. Lesen Sie nur mein Heft, wenn Sie wollen, während ich diese Briefe Brünet übergebe.“

Sie verließ das Zimmer und ich überflog das in meinen Händen befindliche Memorandum. Als Caroline wieder eintrat, fragte sie: „Nun, wie finden Sie meine Berechnung? Jeden Monat erhalten die Abonnenten eine Romanze als Beilage. Auch setzt mich meine Bekanntschaft mit Madame Bonaparte in den Stand, über die Expedition ihres Gemahls in Egypten interessante Nachrichten mittheilen zu können.“

Ich machte ihr weiter keine nutzlosen Bemerkungen; denn sie gehörte zu jenen kühnen Naturen, die der Widerstand noch mehr anreizt und der Widerspruch noch mehr ermuthigt; mein Schweigen verrieth ihr indeß, daß ich ihr Project nicht billigte, und sie suchte mich dafür zu stimmen, indem sie mir einige der zum Druck fertigen Artikel vorlas. Es waren romantische, poetische Ergüsse, denen aber die Anwendung auf das wirkliche Leben mangelte. — Der Phönix erschien

wirklich. — Caroline gab sich in diesem Journale ganz wie sie war; auch schwang sie darin die satyrische Geissel ohne Rücksicht. Es war natürlich, das die von ihr angegriffenen Personen sich darüber empörten. Eines Abends fand ich sie von Klag- und Drohbriefen bestürmt. Ich hebe hier einen der Letzteren heraus, er war von weiblicher Hand und lautete:

„Ich bin jung und schön, habe Schwächen, aber Verstand genug sie zu belächeln. Man mag wohl meine Liebhaber herzählen, aber ich dulde nicht, daß man mich lächerlich macht. Wenn Sie in Ihrem Journal unter der Rubrik: „Der Hölle Verfallenen" mich nennen, oder auch nur auf mich anspielen, so befehlen Sie Ihre Seele Gott, denn ich bediene mich keines Rächers, keiner fremden Feder — ich schlage mich! Sie reiten und wissen mit Waffen leidlich umzugehen, es wird Ihnen also nicht schwerer fallen, sich auf sechs Schritte mit mir zu schießen, als mich in der Stille Ihres Cabinets anzugreifen. Adieu, Rache oder Achtung!"

Unterdessen erließ der Polizeiminister einen Befehl, welcher es den Frauen durchaus untersagte, in männlicher Tracht zu erscheinen. Dies verursachte Carolinen einen großen Aerger. Ihre weibliche Kleidung war verkauft, ihr Schmuck verpfändet; sie reichte bei dem Minister eine versifizirte Bittschrift ein, worin sie um die Erlaubniß nachsuchte, die verbotene Kleidung tragen zu dürfen. Da sie gar keine Antwort

erhielt, schrieb sie an Madame Lottin, welche ihr Gesuch unterstützen sollte, eine Epistel gleichfalls in Versen, welche folgendermaßen schloß:

On dit que votre esprit égale
Votre beauté, votre bon coeur;
Prouvez-le moi; troquez une rivale
Contre un Adorateur.

Carolinens Bitte ward endlich gewillfahrt, und sie konnte mit ihrer bisherigen Tracht auch ihre bisherige freie Lebensweise beibehalten.

Eine rührende Begebenheit unterbrach indeß auf kurze Zeit ihr sehr bewegtes Leben. Als sie eines Abends von St. Cloud in einem Fiacker zurückkehrte, gewahrte sie eine Frau in Lumpen gekleidet, welche laut mit sich selbst sprechend am Ufer auf und ab schritt, und finstere Blicke hinab in die Seine warf, so als stehe sie im Begriff einen grauenvollen Entschluß in Ausführung zu bringen. Caroline ließ ihren Wagen halten, sprang heraus und fragte die Fremde was ihr fehle. Anfangs erhielt sie keine Antwort; die Unbekannte deutete auf ein Papier, welches sie, wie sie sagte, an seine Adresse übergeben wolle, bevor sie stürbe, das sie sich aber dennoch weigerte, herzugeben.

Ihre Blicke schweiften wild umher, ihre Reden hatten keinen Zusammenhang. Caroline versuchte es, sie erst durch Vernunftgründe, dann durch Bitten zu beruhigen; sie nannte um sie zu rühren, die Worte

Vater, Mutter, Kind, — das letzte Wort wirkte. Die junge Frau, welche bisjetzt für jeden Trost unempfindlich gewesen war, brach in Thränen aus; sie warf sich an dem Ufer nieder, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte laut. Caroline setzte sich neben sie und suchte ihr Vertrauen zu gewinnen. Endlich gestand die Unglückliche ihr Alles. Sie war die Tochter eines armen Professors, ihr Gatte hatte sie trotz den Einwendnngen seiner reichen und vornehmen Familie geheirathet. Von denen verstoßen, auf deren Unterstützung sie Ansprüche machen mußten, lebten sie vier Jahre lang nur von ihrer Händearbeit. Der Mann unterlag dem Gram und der ungewohnten Anstrengung, er starb vor einigen Monaten, er hinterließ sein Weib hülflos und krank mit zwei kleinen Kindern. Da sie die Letzteren nicht ernähren konnte und den Anblick der hungrigen Kleinen nicht zu ertragen vermochte, war sie an diesem Abend verzweiflungsvoll ihrer Wohnung enteilt um sich den Tod zu geben. Das Papier in ihren Händen enthielt ein Schreiben, in welchem sie ihre Kinder der Mutter ihres Gatten ans Herz legte. Caroline las in der Unterschrift einen der bekanntesten Namen von Paris und ihr Entschluß war sogleich gefaßt.

„Sie werden nicht sterben,“ sprach sie zu der armen Frau, „und Ihre Kinder werden glücklich sein.“

Die arme Mutter faltete dankerfüllt die Hände.

„Ihre Adresse?“

Sie gab dieselbe.

„Hast Du es gehört?“ rief Caroline ihrem Kutscher zu, „fort, fort! recht schnell, ich zahle das Doppelte!“

Sie half der Unglücklichen in den Wagen steigen, und beide langten an dem bezeichneten Orte an.

Die armen Kinder lagen auf Stroh und zitterten vor Fieber und Hunger. Caroline hüllte sie in ihren Pelz und nahm sie mit sich nach Hause.

Ich langte dort fast in demselben Augenblicke an und sie erzählte mir Alles. Nachdem wir uns berathen hatten, ward beschlossen, daß sie sich am folgenden Tage zu der Großmutter der Kinder begeben solle. Sie ging dorthin und wir warteten einen halben Tag lang auf ihre Rückkehr. Endlich vernahmen wir ihre Stimme am Fuße der Treppe; die unglückliche Mutter stürzte ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Caroline öffnete die ihrigen und jene sank hinein, sie hatte es errathen, es war alles nach Wunsch gegangen.

„Ich zitterte,“ erzählte Caroline, „als ich das Hôtel betrat. Ich fragte nach der Herrin. Man führte mich durch zehn Gemächer in ein Boudoir, wo man mich ersuchte zu warten; nur eine dünne Wand trennte mich von dem Schlafzimmer. Eine heisere Stimme läßt sich vernehmen: Ich habe nichts mit Journalisten zu schaffen, sage, ich sei unwohl.“

„Madame," entgegnete eine weiche Stimme, „es ist eine junge Dame, die recht anständig aussieht."

„Ich mag aber den Schlag Menschen nicht," sage ich Dir. —

„Ihr Journal ist einmal in der Mode und wenn sie sich einige satyrische Aufsätze gegen Madame erlaubte?"

„Ja, ja Du hast Recht, lasse sie herein."

Die Thür ward geöffnet und ich trat mit Zuversicht herein. Eine wohlbeleibte gut conservirte Dame füllte ein geräumiges Ruhebett. Man rückt mir einen Sessel hin, ich setze mich und knüpfte ein Gespräch an.

Ich begann mein Gespräch damit, daß mein Journal mich in den Stand setzte, den Reichen anzudeuten, wo sie dem Elende abhelfen können. Ich sprach von einer armen Mutter mit zwei Kindern — ich zeigte den Trauschein vor — die Dame blickte darauf und erblaßte. Ich schildere ihr das Unglück der armen Mutter mit ergreifenden Farben, sie senkte das Haupt. „Sie sollen ihren Namen verändern und ich werde ihre Zukunft sichern, murmelte sie."

Ich aber änderte jetzt meinen Ton, ich drohe die Wahrheit bekannt zu machen, ich rufe die Erinnerung an ihren verzweiflungsvoll dahingeschiedenen Sohn wach; jetzt war der Sieg errungen. Sie vergoß Thränen. Ich benutze den Augenblick und entreiße ihr das Versprechen, Mutter und Kinder anerkennen und freundlich aufnehmen zu wollen.

Caroline brachte wirklich die Unglücklichen dorthin und alle Versprechungen wurden gehalten.

Unterdessen nahm, während Bonaparte die französische Fahne auf den Pyramiden aufpflanzte und sein Ruf sich von dorther über ganz Europa verbreitete, die Sittenlosigkeit in Frankreich immer mehr und mehr überhand. Bettler, feile Weiber und Diebe waren an der Tagesordnung, und endlich konnte man sich Abends mit Sicherheit nicht auf die Straße wagen; man verließ das Haus nur mit Pistolen oder mit einem Stockdegen bewaffnet.

Caroline, welche keine dieser Vorsichtsmaßregeln beobachtete, ward einst in den Champs Elysée von vier Männern überfallen, welche um ihr Geschrei zu verhindern, einen Mantel über sie warfen, sie ausplünderten und dann mit einander berathschlagten, ob sie sie ermorden sollten. Das Heranrollen eines Wagens rettete sie, aber sie litt lange an den Folgen dieses Ueberfalls. Dem Phönix ward dieses fühlbar. Ein Streit mit ihrem Buchdrucker kam dazu, sie war von allen Seiten Verfolgungen ausgesetzt, die Zahl der Abonnenten nahm eher ab als zu, und so sah sie sich endlich genöthigt, ihr Journal, dessen Name zuletzt la Chrysalide war, aufzugeben.

Dieser Umstand und mannigfache andere Leiden versenkten die arme Caroline in eine tiefe Traurigkeit. Eines Abends im Winter schlenderte sie, ganz ihrem Trübsinne hingegeben, mit mir die Quais entlang;

plötzlich hemmte sie ihre Schritte und sah scharf in den Fluß hinab.

„Wonach blicken Sie?“ fragte ich.

„Ich schaue auf jenes Eis, welches das Wasser gefesselt hält,“ entgegnete sie in einem halb ernsten, halb schmerzhaften Tone, „es ist nicht einmal möglich sich zu ertränken.“

„Das Vergnügen können wir Ihnen leicht verschaffen,“ erwiderte plötzlich eine Stimme. Erstaunt neigten wir uns über die Brüstung. Ein Bootführer, welcher seine Barke ausbesserte, hatte uns gehört.

„Es kostet Sie nur ein Wort, Bürgerin,“ fuhr der Mann fort, „ich schlage das Eis ein und Sie können Ihre Lust in einem Augenblick befriedigen.“

„Und was muß ich Euch für diesen Dienst zahlen?“ fragte Caroline.

„Ein kleines Trinkgeld, weiter nichts.“

„Wie, und Ihr würdet, ohne Euch ein Gewissen daraus zu machen, das Eis einschlagen?“ nahm ich das Wort.

„So ruhig, wie der Todtengräber die Gruft gräbt. Wollte ein Elender sich ins Wasser stürzen, ich würde ihn wieder herausziehen, denn für den Armen ist in der Welt Platz genug. Will aber ein Narr sich hinein stürzen, immerhin, da kann ich schon mit meinem Trinkgeld vorlieb nehmen. Darum entschließen Sie sich,“ — fuhr er zu Carolinen gewandt fort, „die Oeffnung ist bald zu Wege gebracht, und es

wäre Sünde und Schande, wenn ein hübscher junger Mann nicht seiner Laune nachleben könnte!“

„Ich danke schön,“ lächelte Caroline, „ich habe mich anders besonnen, aber es ist billig, daß ich Euren guten Willen vergelte.“

Der Bootsführer nahm dankend das ihm dargereichte Geld und bat meine Begleiterin, ihm nicht vorbei zu gehen, falls die Lust sich zu ertränken, sich wieder bei ihr einstellen sollte. —

Bald nach diesem Abenteuer kehrte Caroline nach Versailles zurück und ich sah sie nur in großen Zwischenräumen. Sie arbeitete an verschiedenen Werken, welche nach und nach erschienen und die öffentliche Neugier rege machten. Das erste war ein satyrischer Roman, betitelt: „Aesop auf dem Maskenball der großen Oper.“

Mehrere andere literarische Productionen folgten. Aber während sie erschienen, änderte plötzlich eine wichtige Begebenheit ihre Lage. Sie heirathete den Baron Auffdiener, seit 24 Jahren Obrist im Geniecorps in Portugiesischen Diensten; ihm verdankte die Compagnie le L'alto Douro alle zum Transport des Portweins nöthigen Landstraßen.

Diese Heirath nöthigte Caroline Frankreich zu verlassen; sie reiste mit großem Schmerz und in Verzweiflung ab, welches man als eine böse Ahnung hätte betrachten können. Man denke sich nur eine wahre Löwin des Directoriums plötzlich versetzt unter die

bigotten Portugiesen; das Land an und für sich schon empörte sie.

Caroline veränderte in Portugal ihren Namen und ließ sich Donna Elidora nennen; ihre Schönheit, ihr Geist und ihr großes musikalisches Talent machten, daß sie von den ersten Familien aufgesucht wurde.

Bald darauf aber führten die politischen Begebenheiten die Proscription ihres Gatten herbei; seine Wohnung ward spolirt, und Donna Elidora verdankte zweimal die Rettung ihres Lebens ihrem entschlossenen Muthe und dem Rufe ihrer Güte. Endlich konnte sie nach Frankreich zurückkehren; ihr Gatte aber blieb in Portugal, um dort über sein Interesse zu wachen. Eine Wortlosigkeit der Engländer aber brachte ihn späterhin ins Gefängniß und auf die Pontons nach Plymouth, wo er starb.

Ihrer Stütze beraubt, kehrte Caroline nunmehr wieder zu ihren Beschäftigungen zurück; sie schriftstellerte und componirte, und mehrere ihrer Canzonetten wurden populair. Aber die Zeiten waren verändert, es gab einen Hof, Prinzen, einen Adel. Sie konnte sich, gewohnt an das Chaos des Directoriums, in diese neue Ordnung nicht hineinfinden, und ihre frühere Berühmtheit war nur noch ein Traum, der sie alt machte, ohne sie zu empfehlen.

Nachdem Caroline mit ihrem regen Sinn lange Zeit gegen die Vergessenheit ankämpfte, in welche sie zu versinken begann, verschwand sie endlich plötzlich

aus den Pariser Cirkeln, und ich hörte lange Zeit nichts von ihr.

Erst nach zehn Jahren führte mich der Zufall wieder mit ihr zusammen, um dem Schlusse ihres bewegten Lebensromans mit beizuwohnen. Dies war, wenn ich mich recht erinnere, im Jahre 1824. Ich schlenderte im Park von St. Cloud umher; da erblickte ich plötzlich in der großen Allee eine lange, hagere Frau, fast in Lumpen gehüllt, welche zwischen zwei Hunden daherschritt. Sie bückte sich von Zeit zu Zeit, um dürre Zweige aufzuheben, welche sie mit krampfhafter Heftigkeit zerbrach. Alles an ihr schien eine Wahnsinnige zu verkünden. Ich betrachtete sie einen Augenblick lang mit mitleidiger Neugier, da erhob sie ihr Haupt, schritt rasch auf mich zu und nannte mich bei meinem Namen. Erstaunt blieb ich stehen.

„Erkennen Sie mich nicht?“ fragte eine rauhe, heisere Stimme. Ich verneinte. „So haben auch Sie also Ihre Freunde aus der Zeit der Revolution vergessen,“ fuhr sie fort. —

„Caroline!“ stammelte ich endlich.

„Sie selbst, Caroline ist es,“ versetzte die alte Frau. „Sie finden mich verändert, nicht wahr? Die Aerzte haben mich in diesen Zustand versetzt. Aber Sie sind auch alt, Ihre Haare sind auch grau geworden,“ fügte sie in einem rauhen Tone hinzu, „Sie sind ein Greis!“

Ich stammelte etwas von dem Vergnügen sie wie-

derzusehen; sie aber unterbrach mich rasch mit der Bemerkung, daß alle ihre Freunde sie verlassen hätten, und daß diese ihre zwei Hunde ihr lieber wären, als das ganze Menschengeschlecht.

Ich erfuhr jetzt von ihr alle Unglücksfälle, welche sie getroffen hatten. Bei dem Vorrücken der Alliirten war das kleine Eigenthum, welches sie in der Champagne besaß, zerstört. Von der Königlichen Familie, an welche sie sich wandte, hatte sie nur Versprechungen, aber weiter nichts empfangen, und ihre Freunde wandten ihr den Rücken. Einige unerwartete Hülfsquellen, welche sich ihr eröffneten, halfen ihr wieder aus der Noth, und jetzt brauchte sie Niemand mehr.

Diese Mittheilungen geschahen unzusammenhängend, mit einem rauhen scharfen Tone; ich suchte sie milder zu stimmen und lobte ihren Entschluß, diese Gegend zu ihrem Aufenthalte gewählt zu haben. Sie aber entgegnete mit schneidender Bitterkeit: „Hier unter dem Schatten dieser Bäume hat man oft meine Lieder gesungen, jetzt wirft man mich mit dürren Zweigen und schilt mich: „Die tolle Alte!"

Ich suchte sie zu beruhigen und bemerkte ihr, daß es auch für ihr Alter noch Freuden gäbe. Sie schüttelte schmerzlich mit dem Kopf und erwiderte: „Es ist zu spät! — Die Freuden des Alters können für mich keine Freuden sein, wo das himmlische Feuer gebrannt, bleibt nur noch Asche übrig."

Einen Monat später suchte ich Caroline zu

St. Cloud wieder auf, aber sie war nach Versailles übergesiedelt, und niemand konnte mir ihre Adresse geben. — Ich hörte nun nichts mehr von ihr, bis zum Frühling 1834, wo ich von einer Dame, die ihr zufällig begegnet war, erfuhr, daß sie wieder in St. Cloud lebe. Dort von der Cholera erfaßt, lag sie drei Tage lang, ohne daß sich jemand um sie bekümmert hätte, endlich machte das Gewinsel und Geheul ihrer Hündin, daß man sich nach ihr umsah. Man sprengte die von innen verschlossene Thür und fand sie in einem nicht zu beschreibenden Zustande. Man hielt sie für eine Leiche, niemand wagte sich hinan; endlich überzeugte sich die Frau eines Kutschers, daß die Baronin noch am Leben sei. Sie ward in ein Hospital geschafft, die treue Hündin folgte ihr dorthin; aber man wollte das arme Thier dort nicht aufnehmen, und die Frau des Kutschers nahm es mit sich. Als Caroline wieder hergestellt war, vergalt sie diese Wohlthat, indem sie sich bei der Frau einlogirte, ihr sogleich einen Theil dessen, was sie besaß, einhändigte, und ihr versprach, daß das Uebrige was sie besaß ihr nach ihrem Tode zufallen solle.

Alle diese Umstände, die ich erst später erfuhr, bestimmten mich, mich nach St. Cloud zu begeben. Ich ward von Carolinens Wirthin empfangen, welche mir sagte, die Erstere hätte jetzt ihre Siesta und sie dürfe sie nicht wecken. Sie erzählte mir zu gleicher Zeit, daß die Baronin schon seit mehreren Monaten

niemand mehr empfange, niemals das Haus verlasse, und den größten Theil des Tages verschlafe.

„Sie ißt mit gutem Appetit," sprach die Frau, „aber ihre Beine sind sehr schwach und vermögen sie nicht mehr zu tragen. Ich muß sie aus dem Bette heben und ankleiden, wie ein Kind, dann setze ich sie ans Fenster, aus dem sie gerne hinausschauet. Es giebt Tage wo sie sehr traurig ist, und wo nur der Anblick der Sonne ihr Freude machen kann."

Da Caroline nicht erwachte, entfernte ich mich, ließ aber meine Karte zurück. Nach einigen Tagen begab ich mich wieder dorthin und erfuhr von der Frau, daß meine Karte zwar Caroline erfreuet zu haben schien, daß sie aber jetzt bettlägerig sei und mit jedem Tage schlechter werde. Sie führte mich eine schmale Stiege hinan in Carolinens Zimmer, ein kleines, gegen Süden liegendes Gemach, in dessen vorhanglose Fenster die brennende Junisonne ihre glühenden Strahlen hineinsandte. In einem dem Fenster gegenüberliegenden Spiegel konnte man den Park schauen, ein Pianoforte war mit Musikalien bedeckt und stand offen da. Die Wirthin war einige Schritte vorausgegangen, um mich anzumelden, Caroline aber verstand ihre Worte nicht; sie lag da in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen, ihr Haupt mit dem unter ihrer Mütze hervorfallenden grauem Haar, ruhte auf einem Bouquet von verblühten Jasmin und Rosen. Ich bemerkte der Frau, daß der Duft dieser Blumen der

Kranken nachtheilig sein müsse, sie aber entgegnete: die Baronin wolle es nicht anders und ihr Sohn müsse ihr täglich solche Blumen pflücken. Auf dem Nachttische stand ein leeres Glas mit einem starken Branntwein Geruche.

Das Herz preßte sich mir in der Brust zusammen, ich wollte mich ihr nähern, die Hündin aber zeigte mir die Zähne. Die Wirthin beschwichtigte indeß den Hund, ich näherte mich dem Bett und faßte die Hand der Kranken. Sie war kalt wie Eis. Von einer furchtbaren Ahnung erfaßt, schreckte ich zusammen, ich neigte mich über das Bett hinab — Caroline Wuiet hatte geendet.

Nach Beendigung dieser Erzählung hatte dieser und jener aus der Gesellschaft wie gewöhnlich so manches einzuwenden; doch der alte Jerome, dem, so oft er von den Zeiten der Republik, des Consulats und des glorreichen Kaiserreiches hörte, warm ums Herz ward, selbst wenn von Personen jener Zeit die Rede war, die sich in einer ganz andern Sphäre als er bewegt hatten, und die er kaum gesehen, geschweige gekannt, bemächtigte sich sogleich des Worts. Ja ja, rief er, es war eine schöne, schöne Zeit! Aber nicht da im Beginn, sondern erst später, als der kleine Corporal Europa und die Herzen seiner Grenadiere eroberte, als er manchen armen Teufel durch die Anerkennung seiner Verdienste stolz machte, und ihn

gern und freudig alle Strapatzen, alle Entbehrungen des Krieges vergessen ließ. Seht Euch noch jetzt in Frankreich und namentlich in Paris um. Noch täglich begegnen Euch dort solche wandelnde Denkmale der Kaiserzeit, die zugleich der jetzigen Regierung ein stiller Vorwurf sind, daß sie diejenigen, die mit all ihren Kräften und mit ihrem Leben an Frankreichs Ruhm gebaut, nun so in Hunger und Kummer verkommen läßt. Da fällt mir immer mein alter, armer, ehrlicher Millot ein, setzte Jerome hinzu, sich eine Thräne von der braunen Wange wischend.

Was hat es für ein Bewandniß mit diesem Millot, riefen mehrere Stimmen durcheinander.

Gern erzähle ich Euch das, Kinder; solche Mittheilung thut dem alten Herzen wohl, sagte Jerome, und begann.

Der Belisar der großen Armee.

Im Monat Mai des vorigen Jahres, an einem heitern und ruhigen Morgen, fuhr auf dem Wege, der von Lothringen nach Paris führt, ein kleiner Karren von weißem Holze langsam daher, der mit schwarzer Wachsleinwand bedeckt war; derselbe glich einer großen auf zwei Rädern ruhenden Kinderwiege. Das armselige Pferd, welches nur mit Mühe diese seltsame Equipage vorwärts zog, mußte wie derjenige, der nebenher ging und es führte, bis über die Knöchel in tiefem Kothe waten, denn es hatte die ganze Nacht

hindurch stark geregnet. Endlich auf der großen Landstraße von Villette angelangt, hielt der kleine Wagen vor einem Häuschen von äußerst bescheidenem Ansehn.

„Nummer 48," rief freudig der Führer, welcher sorgsam die Nummer aller Häuser, an welchen der Karren vorüber kam, beobachtet hatte. „Hier muß unser Landsmann wohnen, den ich nicht kenne." Dann befragte er einen Arbeiter, welcher auf einem nahen Brunnen saß, und sein Pfeifchen schmauchte. Da der Arbeiter entgegnete, daß das erwähnte Haus allerdings demselben gehöre, nach dem der Führer gefragt, so trat der Letztere an den Karren, hob die Decke von Wachsleinwand ein wenig empor, steckte den Kopf hinein, und rief mit lauter Stimme: „Wir sind an Ort und Stelle, Papa Millot. Ich habe jetzt das Meinige gethan, nun müßt Ihr selbst das Uebrige thun, denn ich muß zurück. Schläft die Kleine noch, so weckt sie sanft." Derjenige, der diese Worte sprach, war ein Mann von ungefähr sechszig Jahren, und trug einen grauen Schnurrbart, wie die frühern alten gedienten Soldaten der Infanterie. Aus seinem Antlitz mit strengen Zügen sprach eine gewisse Gutmüthigkeit, und Alles verkündete an ihm einen Soldaten der großen Armee.

Kaum hatte der alte Soldat die obigen Worte ausgesprochen, als eine tiefe und schwermüthige Stimme aus dem Innern des Karren antwortete:

„Nein, nein, mein guter Péchinier, Marie schläft nicht, wir plauderten mit einander; da hier, hebt zuvor das Kind heraus.“ Und zu gleicher Zeit zeigte sich ein liebliches Kind von neun bis zehn Jahren mit einem blonden Lockenköpfchen und einem süßen Lächeln um die Lippen. Sie hielt mit Mühe in ihrer Hand einen weißen Stab und den alten Helm eines Cuirassiers, dessen Gewicht ihre Kräfte zu übersteigen schien.

Der Führer hob das Kind von dem Karren herunter, und setzte es an der Schwelle der Thür nieder, nachdem er einen derben Kuß auf dessen Rosenwangen gedrückt hatte. „Soll ich Euch hülfreiche Hand leisten, Papa Millot?“ fragte er alsdann.

„Schönen Dank,“ erwiderte die Stimme aus dem Wagen, „man hat nie nöthig gehabt, mir in den Steigbügel zu helfen.“

Nichts desto weniger trat der Führer zu dem Karren, und half einem alten Soldaten in Uniform heraus.

„Wo ist mein Kommandostab?“ fragte der Letztere, als er den Fuß auf festen Boden gesetzt hatte.

„Hier,“ entgegnete der Führer, indem er den Stab aus der Hand des kleinen Mädchens nahm.

Dieser zweite Soldat war ein ernster schöner Greis, fünf Fuß, zehn Zoll hoch, begabt mit einer wahrhaft kriegerischen Physiognomie; er trug die alte Uniform eines Cuirassiers aus den Zeiten des Kaiser-

reichs, mit gelben Aufschlägen und rothen Epauletten. Eine doppelte wollene Tresse auf dem Aermel, verkündete, daß er nur ein einfacher Brigadier gewesen war; auf seiner Brust prangte das Kreuz der Ehren-Legion, das Kreuz selbst glänzte noch, das Band aber war dergestalt verblichen, daß man die ursprüngliche Farbe desselben nicht mehr zu erkennen vermochte. Dieser Soldat war der Vater des kleinen Mädchens, mit den großen himmelblauen Augen; die Säbelhiebe, die er vormals über den Kopf empfangen, hatten ihm das Augenlicht geraubt. Seit langer Zeit schon konnte der alte Soldat sein liebes Kind nicht mehr sehen, er mußte sich damit begnügen, es zu umarmen, Alles, was ihm seine früheren Waffenthaten, seine ehrenvollen Dienste errangen, war, außer der Erinnerung: das erwähnte Ehrenzeichen und eine ewige Nacht; das war Alles, was der Ruhm und das Kaiserreich dem armen Millot übrig gelassen hatten.

„Jetzt schönen Dank, mein lieber Péchinier," sprach er nunmehr zu dem, der ihn hieher gebracht hatte. „Nun wollen wir mit einander abrechnen, nicht wahr?"

„Laßt das nur, laßt das, Papa Millot," rief der Andere, indem er ihm den Arm fest hielt. „Was wollt Ihr da machen, alter Kamerad? sollt' ich Euch unwillkührlich beleidigt haben? Weg damit, Ihr kränkt mich, wenn Ihr von einer Entschädigung sprecht. Behaltet Euer Geld für Euch und die Kleine da, bis

die Regierung Euch eine Pension aussetzt, die sie wahrlich nicht zu Grunde richten wird. Alles, was ich von Euch erbitte, Herr Brigadier Millot, das ist ein Gläschen Branntwein, und einen Händedruck, letzterer erwärmt das Herz, und ersterer den Magen."

„Mein guter Péchinier, das wäre unrecht," erwiderte bewegt der augenlose Krieger. „Ihr seid Familienvater und ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Euren Kindern den Ertrag Eurer Arbeit zu entziehen. Das ist eine Ehrensache, ich will Euch wenigstens für den Verlust Eurer Zeit entschädigen und wenn — —"

„O, wenn, wenn," unterbrach ihn der Andere ungeduldig, „was sollen die vielen Wenn und Aber, wenn Ihr mich verdrießlich macht, so nehme ich nicht einmal das Gläschen Branntwein an, um welches ich Euch ersucht habe, Ich mache mit meinem Pferde und Karren Rechtsumkehrt, und lasse Euch mir nichts dir nichts hier stehen."

„Nun, wenn Ihr es denn durchaus nicht anders wollt, so mags darum sein, und Ihr müßt alsdann mit meinem herzlichen Danke vorlieb nehmen, versetzte Millot, während sein Führer zwei fünf Frankenstücke, die er in ein Päckchen Taback gewickelt hatte, unbemerkt, in die Tasche des kleinen Mädchens steckte, dann schickte er sich an, an die Thür des Häuschens zu pochen; in diesem Augenblick aber fielen seine Blicke zum ersten Mal auf das Panorama von Paris,

das vor ihm ausgebreitet da lag. Er schwieg einen Augenblick, dann streckte er seine Arme nach jener Richtung.

„Hört, Papa Millot“, sprach er, „von dieser Stelle aus hier sieht man die große Vendôme-Säule und den kleinen Corporal, den man als Schildwache oben darauf gestellt hat, weiter hin, rechts, den Triumphbogen. Ihr könnt das Alles nicht schauen, weil Ihr blind seid, aber das hat nichts auf sich. Die alten pensionirten Kameraden in der Hauptstadt werden Euch die Geschichten erzählen, die man rings umher auf das Gestein verzeichnet hat. Das wird Euch das alte Blut erwärmen, und Ihr werdet Euch dessen erinnern, unter dem auch Ihr rühmlich gefochten und der jetzt ruhig und still unter dem Dom der Invaliden schlummert, dann aber denkt auch mitunter an mich, Euren alten Kameraden, den Pierre Péchinier, vormals Chasseur der alten Garde, jetzt Bauer im Dorfe Crésilles, Arrondissement de Toul, Departement der Meurthe, in Lothringen, wo auch Ihr geboren wurdet, Ihr werdet ihm alsdann ganz einfach durch die Post die Worte schreiben lassen: „Ich bin zufrieden, und gut aufgehoben.“ Denn in einer großen Stadt wie Paris werden sich Leute genug finden, bereit sich einem tapfern wackern Alten, wie Ihr, gefällig und dienstfertig zu beweisen.“

„Diese Leute wären bereits gefunden,“ rief plötzlich über ihnen eine Stimme. Es war dies die Stimme

des Eigenthümers des Hauses, vor dessen Thür der Lothringische Phaëton angehalten hatte. Das Gespräch der beiden Ankömmlinge hatte ihn ans Fenster gezogen. Er hatte ohne Mühe den von den Beiden heraus erkannt, dem er eine Zufluchtsstätte angeboten; aber bevor er sich bemerkbar machte, wollte er hören, auf welche Weise sich der Kampf der Großmuth zwischen den beiden alten Soldaten endigen würde. Als er sie einig sah, eilte er hinab, und führte die Reisenden in sein Haus. Péchinier nahm einige Erfrischungen zu sich, und nachdem auch sein vierfüßiger Begleiter Nahrung empfangen, trat er mit demselben den Rückweg an, höchst zufrieden, daß seine guten Wünsche sobald in Erfüllung gegangen waren.

Und wahrlich, nie noch war eine Wohlthat irgend Jemand erzeigt worden, der sie mehr verdient hatte, als der wackere Millot, der alte vormalige Brigadier der Cuirassiere, zum Belege dieser Behauptung hier einige Episoden aus seinem begebenheitsreichen Leben.

Im Jahre zehn der Republik stand Millot, damals schon eine Waise, als Landarbeiter im Dienst zu Crésilles bei Toul; am zehnten Termidor desselben Jahres trat er, um bei der Vertheidigung des aufs Neue bedrohten Vaterlandes mitzuwirken, freiwillig in das achte Cuirassier-Regiment. Sein gutes Betragen und die Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner militairischen Pflichten verschafften ihm bald darauf die Tresse des

Brigadiers. Da er aber leider durchaus keinen Schulunterricht erhalten hatte, so konnte er sich nie über diesen Rang erheben, in welchem er alle Feldzüge, und zwar in demselben Regimente mit machte.

Es war bei dem Uebergange über den Tagliamento, wo er zuerst Beweise seiner Tapferkeit ablegte, indem er in einem Gefechte drei ungarische Husaren mit eigner Hand zusammen hieb. In der Schlacht bei Heilsberg rettete er Mürat, so wie den Commandanten seiner Escadron, dem Herrn von Feuillade das Leben. Gegen Mittag hatte die französische Avantgarde, unter dem Befehle des Großherzogs von Berg, die von Bagration befehligte feindliche Arriergarde erreicht. Um zwei Uhr hatte der Marschall Soult seine Stellung eingenommen, und er rückte aus einem Walde vor; die französischen Truppen zeigten sich nach und nach, und zwangen den Feind, sich in seine Verschanzungen zurückzuziehen. Bald darauf schlug man sich auf der ganzen Linie. Es wurde fünf Uhr Abends, und noch hatten die Franzosen keinen entscheidenden Vortheil gewonnen, da gewahrte plötzlich Millot, während eines furchtbaren Angriffs, Mürat, den kühnen Mürat, in der Schaar russischer Dragoner. Ohne die Ueberzahl der Feinde zu beachten, giebt der tapfere Brigadier seinem Gaule die Sporen und sprengt dem Prinzen zu Hülfe. In diesem Augenblicke stürzt der Letztere; da einer seiner Schenkel unter seinem getödteten Pferde liegt, vermag

er nicht sich aufzurichten. Es scheint um ihn geschehen! Doch Millot schwingt sich aus seinem Sattel, und theilt mörderische Hiebe nach rechts und links aus, es ist der Kampf eines Riesen gegen Zwerge; der befreiete Prinz wirft sich auf sein lediges Thier, den einen Fuß nur bekleidet, denn der zweite Stiefel ist unter dem Pferde liegen geblieben; eine Rauch- und Staubwolke umgiebt ihn und er ist verschwunden!

Dem wackern Millot aber scheint der eine Stiefel eine zu heilige Tropäe, als daß sich der Feind damit rühmen sollte; aber während er sich abmüht, denselben unter dem Pferde herauszuziehen, kehren die Dragoner zum neuen Angriff zurück, und führen auf sein Haupt so viele Säbelhiebe, daß sein Helm in Stücke gehauen wird. Endlich im Besitz des geretteten Stiefels, gelingt es dem muthigen Brigadier, obgleich von dem aus seinen Kopfwunden strömenden Blute geblendet, sich aus den Feinden herauszuhauen; er wirft sich auf sein Pferd und sprengt auf eine andere russische Schaar zu, die sich um den gleichfalls vom Pferde gestürzten Herrn de Feuillade geschlossen hat. Er befreit auch diesen, hilft ihm sein Roß wieder besteigen, und kehrt mit seinem Commandanten zu der Fahne des Regiments zurück, empfangen von dem lauten Jubel seiner Kameraden.

Das ganze feindliche Heer stand indeß noch immer da, und schien zu einer hartnäckigen Vertheidigung entschlossen. Schon hatte es durch das Feuer seiner

Batterien den Franzosen großen Schaden zugefügt. Dem General Roussel hatte eine Kugel den Kopf weggenommen, und der General d'Espagne, welcher die Cuirassier-Division commandirte, war schwer verwundet worden. Dem Mürat, stets der Erste in der Gefahr, waren zwei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Die Nacht erst endete den Kampf und die französischen Adler trugen den Sieg davon.

Noch an demselben Abend hielt der Großherzog von Berg Revue über sein Corps; vor den Cuirassieren macht er Halt, und äußerte ihnen seine außerordentliche Zufriedenheit über ihre Tapferkeit. Ihr Obrist trat einige Schritte vor, neigte seinen blutbefleckten Degen und sprach:

„Mein Prinz, untersuchen Ew. Hoheit die Waffen meiner Cuirassiere und Sie werden sich überzeugen, daß ihre Pallasche sich sämmtlich in dem Zustand des meinigen befinden."

„Ich weiß das, Obrist," sprach der Prinz, „die Cuirassiere haben sich heute mit Ruhm bedeckt."

„Mein Prinz," nahm der Obrist das Wort, als er gewahrte, daß Mürat nur einen Stiefel trug. „Haben Ew. Hoheit das Unglück gehabt verwundet zu werden?"

„Das Glück ist mir heute nicht geworden," lächelte Mürat, „was aber meinen Stiefel anbetrifft, so muß einer Eurer Cuirassiere wissen, was aus demselben geworden ist. Ich hoffe," fuhr er in einem

fragenden Tone fort, „daß dieser Tapfere sich noch unter Ihren Leuten befindet und nicht getödtet worden ist.“

„Hier ist Ihr Stiefel, Prinz!“ rief plötzlich eine Reiterstimme. Und so sprechend ritt ein Brigadier der Cuirassiere aus den Reihen vor. Mit der einen Hand lenkte er sein Pferd, mit der anderen hielt er seinen Pallasch und zwischen seinen Zähnen einen Stiefel von rothem Maroquin, mit Gold gestickt. Dies war Millot.

„Gott sei Dank, mein Stiefel ist kein Gefangener,“ rief Mürat, indem er fröhlich vom Pferde sprang. „Komm her Du Braver, Tapferer, daß ich Dich umarme, denn Du hast mir heute das Leben gerettet!“

Der Prinz umarmte den Brigadier mit großer Herzlichkeit, dann sprach er: „Um Dich zu belohnen, wie Du es verdienst, werde ich Dich selbst dem Kaiser vorstellen.“

Am Tage nach dieser Revue erscheint ein Adjudant Mürats in dem Cantonnement der Cuirassiere, er fragt nach dem Brigadier Millot, und führt ihn zu dem Generalstabe, wo der Großherzog von Berg ihn noch freundlicher empfängt, als am vergangenen Abend. Er faßt ihn unter den Arm und führt ihn selbst zu Napoleon, der sein Zelt gleichfalls auf dem Schlachtfelde bei Heilsberg hat aufschlagen lassen. Als sie dort anlangen, findet Mürat seinen Schwager beim Frühstück.

„Sire“, sprach er, „ich habe die Ehre Ew. Majestät einen der tapfersten Soldaten Ihrer Armee vorzustellen.“

Napoleon hob das Haupt und blickte Millot scharf an, dessen Stirn mit einer Binde umwunden war; dann fragte er in einem gleichgültigen Tone:

„Was hat der Mann gethan?“

„Er hat mir gestern das Leben gerettet, Sire, ohne ihn wäre ich niedergehauen, oder wenigstens zum Gefangenen gemacht worden.“

„Wie das?“

„Mein Pferd war gestürzt, Sire, mein Bein lag unter demselben, so daß ich es nicht wieder herausziehen konnte.“

„Ich habe davon gehört,“ bemerkte Napoleon.

„In diesem verhängnißvollen Augenblick kam mir dieser Tapfere zur Hülfe,“ fuhr der Prinz fort, „ich befand mich in der Mitte der Russen, sie würden mich getödtet haben, hätte nicht dieser wackere Mann es mit der ganzen Schaar aufgenommen. Er rettete mich nicht nur aus ihren Händen, sondern half mir auch wieder in den Sattel, so daß ich mich meinem Generalstabe wieder anschließen konnte.“

„Brigadier,“ fragte Napoleon, indem er sich von seinem Sitze erhob, „wie heißt Du?“

„Millot, mein Kaiser,“ antwortete der Brigadier schüchtern.

„Wohlan, Millot, ich danke Dir in meinem Namen und in dem des Großherzogs von Berg.“

So sprechend rückte Napaleon seinen so berühmt gewordenen kleinen dreieckigen Hut ein wenig, während er ein Zeichen des Wohlwollens machte.

„Das ist aber noch nicht Alles,“ nahm wieder Mürat das Wort, als er gewahrte, daß der Kaiser sich wieder setzen wollte; „obgleich schwer verwundet, wie Ew. Majestät sehen, hat der wackere Mann, wie mich, seinen mit dem Pferde gestürzten Commandanten gerettet, nnd ihn den Seinigen wieder zugeführt. Sehen Sie, Sire, wie die russischen Dragoner seinen Kopf zugerichtet haben.“

„Das wird nicht viel auf sich haben“, versetzte der Kaiser, „solche Wunden sind in der Regel nie gefährlich, sondern nur ruhmvoll; in einigen Tagen werden sie geheilt sein.“

„Das will ich hoffen,“ rief Joachim, indem er dem Cuirassier die Hand drückte, die er noch immer mit der seinigen gefaßt hielt.

Napoleon winkte jetzt dem tapfern Brigadier, „setze Dich,“ sprach er, „hier an meinen Tisch, mir gegenüber.“

Millot gehorchte, der Kaiser ließ einen silbernen Becher bringen, füllte ihn mit Chambertin und goß auch etwas Wein in sein eigenes Glas.

„Ich trinke auf Deine Gesundheit, mein tapferer Kamerad“, sprach er, indem er ihm den Becher reichte.

Millot zögerte mit dem Kaiser anzustoßen, und wagte es nicht die Hand auszustrecken.

„Nun,“ rief der Kaiser, ihn ermuthigend, indem er mit seinem Glase an den Becher stieß, „thue mir Bescheid, auf Deine Gesundheit.“

„Ach mein Kaiser“, stammelte Millot, welcher diese Worte kaum hervorzubringen vermochte, „an mir ist es und an allen meinen Kameraden, auf das Wohl Ew. Majestät zu trinken.“ —

„So sei's“, lächelte Napoleon, „auf die Gesundhei taller Derer, die Dir gleichen.“

Und mit diesen Worten leerte er sein Glas, Millot folgte seinem Beispiel, und nachdem der Becher zweimal wieder gefüllt und geleert worden war, stand Napoleon auf und sprach zu Millot gewandt, der schon vor ihm seinen Platz verlassen hatte:

„Auf Wiedersehn, mein tapferer Kamerad“, worauf er sich an Mürat wendend, der den Arm seines Befreiers auf's Neue gefaßt hatte, hinzufügte:

„Ich hoffe, Joachim, Du wirst für diesen Mann sorgen und seiner eingedenk bleiben.“

„Das werde ich gewiß, Sire“, erwiderte der Prinz.

Der Großherzog von Berg wollte Millot durchaus bis zu seinem Regimente begleiten. So wie die vornehmsten Offiziere der Cuirassiere den Prinzen erblickten, eilten sie ihm entgegen. Feuillade glaubte, Mürat würde ihn für immer an seine Person fesseln, und rief daher:

„Lassen Sie ihn uns, mein Prinz, wenigstens bis nach Beendigung dieses Feldzuges.“

„Meine Herren“, entgegnete Mürat, „ich werde mich wohl hüten, einem Regimente, wie dem Ihrigen, einen Mann zu rauben, auf den dasselbe nur stolz sein kann. Im Gegentheil, ich selbst wollte ihn Euch zurückführen.“

Immer der erste beim Angriff, immer der Letzte beim Rückzug, hatte Millot bereits funfzehn Wunden empfangen, als die Schlacht bei Eßlingen von Napoleon geliefert wurde. Bevor sich die Cuirassiere in Bewegung setzten, um sich auf den Feind zu werfen, hatte ihr Commandant, der General d'Espagne, zu dem Kaiser gesagt:

„Sire, meine Cuirassiere werden in das österreichische Quarré einhauen, als wenn es Butter wäre.“

Zwei Angriffe waren fruchtlos, der Commandant ließ zum dritten Mal ansprengen, nachdem er zuvor an die Cuirassiere folgende kurze aber energische Anrede richtete:

„Vorwärts, Cuirassiere, vorwärts in Gottes Namen, meine Tapferen.“

Es war bei diesem dritten Angriff, daß dieser wackere General von den feindlichen Kugeln zerschmettert wurde.

Was Millot betraf, so gelangte er dreimal bis mitten in das Quarré hinein, und dreimal ward das Pferd ihm unter dem Leibe getödtet. Bei dem drit-

ten Angriff hieb er einen vornehmen österreichischen Offizier nieder.

Bei Eßlingen erhielt Millot zwei Wunden. Auch in den dieser merkwürdigen Schlacht folgenden Gefechten zeichnete er sich auf das Ruhmvollste aus. Er war überall, wo es Säbelhiebe auszutheilen und Wunden zu empfangen gab. Drei Monate nachher, am 15. August 1809, schmückte ihn der Kaiser mit eigner Hand mit dem Orden der Ehren-Legion.

Die Divisionen der schweren Cavallerie waren in der weiten Ebene bei Schönbrun versammelt. Vor der Fronte des achten Cuirassier-Regiments angelangt, wandte sich Napoleon, umgeben von dem glänzenden Generalstabe, an den Obristen, und gebot ihm, seine Reiter absitzen zu lassen.

„Welcher von Euren Leuten,“ fragte er, „hat sich in diesem Feldzuge am meisten ausgezeichnet?“

„Sire,“ entgegnete der Chef, „mein Regiment zählt eine Menge Tapferer, welche seit langer Zeit das Kreuz der Ehren-Legion verdient haben.“

Napoleon machte ein Zeichen der Ungeduld, und fuhr fort: „Beantworten Sie mir eine Frage kurzweg, Colonel, welcher von Ihren Unteroffizieren oder Soldaten hat sich am tapfersten gezeigt?“

„Das that ein alter Brigadier, Sire,“ lautete die Antwort.

„So befehlen Sie seinem Commandanten, daß er ihn vortreten lasse.“

Millot ward von Herrn von Feuillade dem Kaiser vorgestellt.

„Ich habe den Mann schon früher gesehen," sprach der Kaiser, indem er auf den Brigadier seinen Adlerblick richtete.

„Er hatte bereits die Ehre Ew. Majestät vorgestellt zu werden, und zwar durch Seine Königliche Hoheit, den Großherzog von Berg."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich, es war bei Heilsberg."

Und sich an Millot wendend, fuhr er im scherzhaften Tone fort: „Du siehst, Du bist nicht an Deinen Wunden gestorben. Wie viele Wunden empfingst Du seitdem?"

„Siebenzehn in Allem, mein Kaiser, daran fünf am Kopf." —

„Ei was," lächelte Napoleon, „Du weißt, die zählen nicht, Kopfwunden sind nicht gefährlich, sondern nur Ehrenzeichen. Fünf von siebenzehn also bleiben nur zwölf. Da hier, um unsere Rechnung bis heute zu saldiren."

Mit diesen Worten nahm Napoleon ein Kreuz der Ehren-Legion aus der Hand seines Adjudanten Savary und befestigte es eigenhändig mittelst einer goldenen Nadel an den Arm Millots, indem er sprach: „Zeige Dich stets dieser Auszeichnung würdig. Deine Kameraden können sie Dir nicht beneiden, ihr Glanz strahlt auch auf sie zurück."

Wenn man bedenkt, wie sparsam Napoleon mit der Vertheilung des Ordens der Ehren-Legion war, so kann man sich einen Begriff von Millots Freude machen. Das ganze achte Cuirassierregiment konnte sich zu jener Zeit, was die Unteroffiziere und Reiter betraf, nur zwei dieser Orden rühmen; Millot war jetzt der Dritte, welcher dies Ehrenkreuz empfing.

Obgleich er während seiner langen und gefährlichen Laufbahn auch noch nicht einen Tag im Hospital verweilt hatte, fühlte Millot dennoch an seinen siebenzehn Wunden, daß die Mühseligkeiten des Feldlagers nicht mehr für ihn taugten, und er suchte demnach 1810 um eine Anstellung in der Gensd'armerie nach. Er ward als gemeiner Gens'darme zu Gröningen in der 33. Legion angestellt, von welcher der Obrist Brostart Commandant war. In dieser neuen Stellung lieferte Millot neuerdings Beweise seines Muthes. Im Jahre 1814 in Rheims, bis wohin die Alliirten vorgerückt waren, zum Kriegsgefangenen gemacht, zog er es vor, ohne Kleider zu entspringen, als länger in einem Lande zu verweilen, wo der französische Adler nicht mehr aufgepflanzt war. Durch diese übereilte Flucht, wie er sie selbst nannte, verlor er Alles das Wenige, was er besaß, schloß sich aber zu Troyes dem Heere Napoleons wieder an. Im Jahre 1816 wurden 67 Gensd'armen, Millot mit einbegriffen, als der Anhänglichkeit an Bonaparte

verdächtig, ihrer Dienste entlassen. Millot empfing keine Entschädigung, keinen Sold mehr.

„Mein General," sprach er bei dieser Gelegenheit zu dem Grafen Hofflitz, der die Gensd'armerie reformirte, „es wäre besser, wenn man mir, wie einem incurablen Pferde, eine Kugel durch den Kopf jagte, als daß man mich auf diese Weise fortschickt! Was soll aus mir werden? Ich kann mich weder zum Bettler, noch zum Räuber entwürdigen!"

Millot war dennoch genöthigt in seine Heimath zurückzukehren, und da er nichts gelernt hatte als sein Waffenhandwerk, war er gezwungen, das Land zu bebauen, um seine zahlreiche Familie zn ernähren. Im Jahre 1829 aber ward er leider, in Folge seiner vielen Wunden und seines geschwächten Körperzustandes, völlig blind. Er war Vater von sieben Kindern, von denen sechs Mädchen waren; seine Frau war schwach und zur Arbeit untauglich. Im Jahre 1830 ward er daher, als Louis Philipp das nördliche Frankreich bereiste, von den Behörden seines Wohnortes dem Könige vorgestellt. Der Monarch empfing ihn sehr freundlich, sprach einige Augenblicke mit ihm, und sagte, nachdem er ihm ein Zeichen seiner Huld gespendet, in Gegenwart des Marschall Soult: „Mein tapferer Millot, ich verlasse Euch jetzt, aber ich werde Euch nicht vergessen."

Diese Worte vergaß der alte blinde Soldat nicht, und nachdem zehn Jahre vergangen waren, sprach er:

„Schwach und blind wie ich bin, werde ich bald sterben, aber bevor mich der große Feldherr dort oben zu sich ruft, will ich dem Könige mein Weib und meine sieben Kinder ans Herz legen.“

So kam Millot nach Paris, wie wir es erzählt haben, versehen mit allen Beweisen, die seine Waffenthaten und seine langen treuen Dienste beurkundeten. Er ließ seine ganze Familie in seiner Heimath, und nahm nur sein zwölfjähriges Töchterchen mit sich, das ihm zur Führerin diente; während er seinen weißen Stab zur Stütze gebrauchte. Victor Hugo hat ihn in dieser seiner rührenden Erzählung mit Belisar verglichen, und es steht zu erwarten, daß Louis Philipp, seines Versprechens eingedenk, großmüthiger als Justinian, in den Helm dieses Belisars der neuern Zeit den wohlverdiente Obol fallen lassen wird.

Wir beschließen diese unsere Skizze, mit der Erzählung einer kleinen rührenden Begebenheit, die sich ereignete, als der alte augenlose Krieger an seinem weißen Stabe, von seinem Töchterlein geleitet, in Paris umherwanderte. Er kam an einem Wachposten vorüber, an dem ein Veteran des alten französischen Heeres Schildwache stand. Als dieser den hochbetagten blinden Kameraden, die Brust mit dem Ehrenzeichen geschmückt, an seinem weißen Stabe langsam daherschreiten sah, ergriff ihn dieser Anblick so gewaltig, daß er auf der Stelle beschloß, ihm die militairische Ehrenbezeugung zu Theil werden zu lassen und

sein Gewehr zu präsentiren. Bedenkend indeß, daß der augenlose Krieger seine Huldigung nicht gewahren könne, vollbrachte er dieselbe mit einem solchen Geräusch, und schlug mit solcher Heftigkeit an sein Gewehr, daß Millot, dessen Ohr der wohlbekannte Schall berührte, die ihm dargebrachte Ehrenbezeugung hörte und verstand. Von einem gleichen militairischen Instinkte erfaßt, hob er seinen Stab, und neigte ihn dankend zum Gruße, wie vormals seinen Pallasch, worauf er seinen Weg fortsetzte, nachgeblickt von dem alten Kriegsgefährten, der sich eine Thräne aus den grauen Wimpern wischte. —

Eine tiefe Bewegung herrschte in der kleinen Gesellschaft, als der Alte geendet hatte. Nach und nach nahmen die Gespräche wieder ihren Gang. Die vorhin aufgeworfene Frage, ob ein anscheinender Uebelthäter ohne vorherige Untersuchung der Motive, die ihn zu der verpönten Handlung bewogen, geradezu zu verdammen sei, kam wieder aufs Tapet.

Wir bewegen uns da, meinte Freund lächelnd, auf dem Gebiete einer Frage, deren Ergründung wohl den Herren Juristen schon manche Sorge gemacht hat, die aber wohl noch nicht befriedigend gelöst ist. Ihr Franzosen und Eure Jury wissen sich da gut zu helfen. Fast keine Assisensitzungen, wo nicht bei zehn Verurtheilungen wenigstens bei neun derselben circonstances attenuantes vorkommen. Ich habe herzlich lachen müs-

sen, als ich neulich folgendes von Eurem besten Satyriker las. Derselbe fragt nämlich bei Gelegenheit, wo eine Frau, die ihr Kind in kleine Stücke zerschnitten hatte, schuldig, jedoch mit Statthabung mildernder Umstände, erklärt wurde, ob die Geschwornen etwa als mildernde Umstände gelten ließen, daß es ihr Kind, oder vielleicht daß die Stücke klein gewesen seien.

Ein lautes Gelächter folgte Freunds Worten, doch dazwischen durch tönte Amedies Stimme: In's Lächerliche ziehen kann man freilich Alles, und ich muß gestehen, ich kann mich selbst des Lachens über das eben Gehörte nicht erwehren. — Aber im Ernste gesprochen. Es ist doch immer besser, so der Milde noch ein Hinterpförtlein offen zu lassen, als das Unglück der freilich durch eigene Schuld Leidenden durch ein zu hartes Urtheil noch zu mehren. Man denke überhaupt, wie schwierig die Situation des gewissenhaften Richters und Geschwornen ist, der sich selbst sagen muß, daß auf seinem Ja oder Nein die Ehre, das Vermögen, die Freiheit, das Leben der Angeklagten, die Ehre und der Ruf einer ganzen Familie schwebt. Und dann, wie viele Beispiele kommen vor, sowohl vor Gericht, als auch im gewöhnlichen Leben, wo auch der größte Scharfsinn, die genaueste Beobachtungs- und Beurtheilungsgabe so leicht irre geführt werden können. Weiß ich doch selbst ein solches Beispiel zu erzählen!

Daß diese Worte das Signal zu stürmischen Bit-

ten an Amedie waren, die Sache mitzutheilen, und daß dieser der Aufforderung freundlich folgte, brauche ich meinen geneigten Lesern wohl kaum zu sagen. Hier also, wie er erzählte.

Schuldig oder nicht.

Der vereinte Reiz einer romantischen Scenerie, einer für die Gesundheit heilsamen Atmosphäre und einer angenehmen Gesellschaft veranlaßte mich vor einigen Jahren, auf eine Zeit lang der Bewohner einer, in einer Provinz Frankreichs gelegenen Stadt zu werden. Ich ward von vielen Familien auf das Freundschaftlichste aufgenommen, und der Umstand, daß sich in der Stadt eine treffliche Table d'hote befand, trug zu meiner Annehmlichkeit und Unterhaltung bedeutend bei.

Unter den verschiedenen Personen, die ich da gelegentlich antraf, hatte ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, den ich in dieser meiner kleinen Erzählung Eugene Lancreville nennen will. Er war ein Mann, den man nicht leicht unbemerkt lassen konnte; hoch und regelmäßig gewachsen, mit hübschen Gesichtszügen und anspruchslosem Wesen; sein erster Anblick machte daher einen vortheilhaften Eindruck, welcher indeß durch eine genauere Betrachtung seines Gesichts geschwächt wurde. Eine tiefe Narbe zog sich über seine rechte Wange hinab, und gab seinen Zügen etwas Hartes und Finsteres. Zuweilen war er schweig-

sam und zerstreut, während er zu andern Zeiten die lebhafteste und unterrichtendste Unterhaltung führte, worin er alsdann die Resultate einer guten Lektüre und eines bewegten abenteuerlichen Lebens entfaltete. Obgleich er sich auch gegen mich recht mittheilend bezeigte, so vermied er es doch stets die früheren Begebenheiten seines Lebens zu berühren, auch suchte er stets das Gespräch abzulenken, wenn auf seine vormalige Laufbahn die Rede kam. Er konnte auch nicht älter als vierzig Jahre sein. Und wenn gleich seine gebräunte Gesichtsfarbe und die Narbe auf der Wange zu beurkunden schienen, daß er früher dem Militairstande angehört hatte, so wich er doch stets jeder Frage in dieser Rücksicht aus, so geschickt sie auch immer hingestellt werden mochte.

Lancreville fand sich häufig bei einer Familie ein, die auch ich oftmals zu besuchen pflegte. Herr de Mérac wohnte mit seiner Tochter und seinem Sohne in der Nachbarschaft der Stadt. In seinem Hause traf ich beständig Herr Lancreville, welcher als der Bewerber um die Hand der Mademoiselle Josephine de Mérac betrachtet wurde. Wie derselbe sich eigentlich bei dieser Familie eingeführt hatte, war mir unbekannt; jedoch hatte ich erfahren, daß Lancreville dem Sohne des Hauses, August de Mérac, einen wesentlichen Dienst geleistet hatte, als sich Beide in Paris befanden.

De Mérac, der Sohn, welcher weit jünger war,

als Lancreville, hatte den Ruf eines wüsten, ausschweifenden jungen Mannes, welcher seinen Verwandten schon viel Sorge und Kummer gemacht hatte. Seine Schwester Josephine war ein liebliches, gebildetes Mädchen, und war höchst interessant durch die Natürlichkeit ihres Charakters, welche die Zurückgezogenheit ihres häuslichen Lebens in ihrer ganzen Frische aufbewahrt hatte, und zwar unter wachsamer Sorgfalt eines liebenden Vaters. Es war mir in der That ein Räthsel, wie es hatte Lancreville gelingen können, sich die Zuneigung Josephinens zu erwerben. Die Verschiedenheit des Alters und der Charaktere schien mir jeden Zusammenklang der Gefühle störend in den Weg zu treten. Und dennoch war dem so: Lancreville war ein leidenschaftlicher Liebhaber Josephinens und glühete vor Eifersucht, daß kein Anderer sich ihr nahe und seinen Plan durchkreuze. Um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich bemerken, daß das junge Mädchen ihm aufrichtig zugethan schien. Auch sprach bei der Tochter zu seinen Gunsten der Einfluß, den er sichtlich über ihren Vater und ihren Bruder ausübte. Lancreville war eben kein Günstling, sowohl der männlichen als der weiblichen Mitglieder der Familien in der Umgegend. Niemand wußte etwas Bestimmtes von seinen früheren Verhältnissen; Jedermann schien aber bemüht, dann und wann ein leises Wörtchen zum Nachtheil derselben fallen zu lassen. Und allgemein tadelte man das Benehmen des Herrn de

Mérac, daß er die Hand seiner Tochter einem Manne geben wollte, von dessen Ursprung Niemand etwas wußte, und auf dessen früherem Leben ein geheimnißvoller Schleier ruhete.

Dies Geschwätz machte zwar keinen bedeutenden Eindruck auf mich; je länger ich aber selbst Lancreville beobachtete, je mehr kam ich auf den Gedanken, daß er nichts weiter als ein Glücksritter sei, denn Jedermann wußte, daß Mademoiselle de Mérac ein großes unabhängiges Vermögen besaß, ganz abgesehen von dem, was sie dermaleinst als Erbin ihres Vaters zu erwarten hatte. Einige Behauptungen und Ansichten Lancrevilles steigerten meine Abneigung gegen denselben noch mehr; auch hatte ich gegründete Ursache zu vermuthen, daß er ein gleiches Gefühl gegen mich hegte. Ob er meine der Mademoiselle de Mérac bezeugte Aufmerksamkeit mißdeutete, oder ob er gehört hatte, daß ich den zu seinem Nachtheil verbreiteten Gerüchten Glauben beigelegt habe, genug, er brach sofort jeden Umgang mit mir ab, ja es war zu bemerken, daß es nur der kleinsten Gelegenheit bedurft hätte, um ihn feindselig gegen mich auftreten zu lassen.

Ich hatte einige Tage im Hause de Mérac verweilt, in der Absicht, mich in der Umgegend der Jagdlust hinzugeben, und ich muß bemerken, daß Lancrevilles Abwesenheit, den, seinem Vorgeben nach, einige seiner Angelegenheiten entfernt hielten, mein Vergnügen erhöhte. Einst in der Nacht, als im Hause

schon Alles im festen Schlafe lag, ich aber, bei der im Zimmer herrschenden Schwüle, auf meinem Lager keinen Schlaf finden konnte, stand ich auf, warf im Dunkeln einige Kleidungsstücke über, und schob meinen Stuhl an das geöffnete Fenster um mich an der frischeren Nachtluft zu laben. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und nur dann und wann vermochte das schwache Licht des Mondes sich neue Bahn zu brechen.

Es war schon Mitternacht vorüber, als ich plötzlich ein leises Geräusch vernahm, und zwar in der Nähe des Theils des Hauses, in welchem meine Wohnung gelegen war. Ich horchte aufmerksam hinab und hörte wie das Geräusch mehrere Minuten lang fortdauerte, es war, als ob an Riegel oder Eisenstangen gefeilt wurde, plötzlich hörte das Geräusch auf. Vergebens strengte ich meine Augen an, ich konnte kein lebendiges Wesen erspähen. Einmal glaubte ich den unterdrückten Schall von Stimmen zu vernehmen; dennoch aber nahm ich Anstand die Familie zu erwecken und in Schrecken zusetzen, da man seit Jahren in dieser Gegend von keiner Räuberei gehört hatte. Während ich noch immer stillhorchend am Fenster stand vernahm ich unten das Geräusch von Schri[illegible]
gewahrte ich, da der Mond [illegible]
blicke hinter einer Wo[illegible]
stalt eines Mann[illegible]
bog. Wie gr[illegible]
ich in den [illegible]

Lancreville erkannte. Er gewahrte mich nicht; aber in meiner Ueberraschung schlug ich so heftig gegen den Fensterpfosten, daß er ohne Zweifel das Geräusch vernommen hatte, denn er beeilte seine Schritte und verschwand in der Allee, die meinem Fenster gegenüber lag.

Ich erschöpfte mich in Muthmaßungen, über diese seltsame nächtliche Erscheinung Lancrevilles. Ich hatte keine Ursache zu glauben, daß er von seiner Reise bereits zurückgekehrt sei, und so verbrachte ich die Nacht in fruchtlosem Grübeln über das, was ich geschauet. Als es Tag geworden war und die Frühstücksstunde erschien, überlegte ich bei mir selbst, ob mir nicht die Pflicht geböte, die Erlebnisse der Nacht der Familie zu offenbaren. Ich fand im Speisesaal Niemand anders als Mademoiselle de Mérac; ihr Bruder hatte durch ein Billet angezeigt, daß er den Tag über in der Stadt zubringen würde, und wir warteten demnach auf das Erscheinen ihres Vaters.

Schon wollten wir nach Herrn de Mérac senden, als er plötzlich in der heftigsten Aufregung erschien. Er benachrichtigte uns in unruhiger Hast, daß ihm [illegible] Nacht eine große Summe Geldes geraubt [illegible] Mérac hatte nämlich vor eini- [illegible] gefähr funfzehn Tausend [illegible] Zetteln, theils [illegible] e eiserne Geld- [illegible] ß und gute

Riegel befanden, und die in einem untern Zimmer des Hauses stand, das an der Ecke des Gebäudes gelegen war. Bevor er sich zu Bette gelegt, hatte er die Kiste geöffnet und sich mit eigenen Augen überzeugt, daß der Inhalt sich darin befand. Er konnte durchaus nicht vermuthen, wer den Raub begangen, denn solche Verbrechen waren in dieser Gegend äußerst selten. Herr de Mérac beschloß auf der Stelle, das Polizei-Bureau des Distrikts von der Sache in Kenntniß zu setzen, und bevor er sich dahin begab, benachrichtete ich ihn, daß ich in der Nacht Geräusch und den Schall von Schritten vernommen hätte; aber ich sagte ihm nicht, daß ich Lancreville gesehen. Ich hatte vielleicht Unrecht so zu handeln, aber es war kein unwürdiger Beweggrund, der mich in dieser Rücksicht bestimmte; ich konnte Lancreville nicht leiden, und dies wußte die Familie. Hätte ich ihr alles mitgetheilt, was sich zugetragen, so würde sie entweder geglaubt haben, daß ich geträumt hätte, oder sie würde vielleicht meiner Angabe sogar die schmachvolle Absicht untergeschoben haben, daß ich Lancreville verläumderisch bei ihr anschwärzen wolle.

Ich kann nicht sagen, was, indem ich über dies Ereigniß nachdachte, Alles in meiner Seele vorging; und ich schämte mich fast der Wendung, die meine Gedanken bei dieser Gelegenheit nahmen.

Ich kehrte noch an demselben Vormittag nach der Stadt zurück, wo ich Herr de Mérac antraf, der

in Hinsicht des Raubes noch nichts entdeckt hatte; die Polizei hatte bisjetzt noch nichts herausbringen können.

Als ich mich noch an demselben Tage zu der Table d'hôte begab, traf ich dort Lancreville einige Minuten vor der gewöhnlichen Eßzeit. Unsere Begrüßungen waren sehr kalt, Lancreville sagte mir, daß er sich noch am Abend desselben Tages zu de Mérace begeben werde; daß er erst gestern von seiner Reise zurückgekehrt sei, und sich nicht früher habe hin begeben können. Ich konnte mir durchaus nicht erklären, wie Jemand, der eben erst von einer Reise zurückgekehrt war, das Haus seiner Bekannten umkriechen und dann plötzlich bei dem leisesten Geräusch, wie ein Missethäter verschwinden konnte. Aber ich verrieth durch nichts, daß ich um seine nächtliche Streiferei wußte, und begnügte mich mit der einfachen Frage, ob er schon wisse, daß bei Herr de Mérac ein so bedeutender Raub begangen worden sei. Bei dieser meiner Frage veränderte Lancreville plötzlich die Farbe, er schien bestürzt und erwiderte, daß er allerdings etwas davon vernommen habe, und höchst begierig sei, den nähern Zusammenhang der unglücklichen Geschichte von dem Herrn de Mérac selbst zu erfahren. Lancreville schien keineswegs Lust zu haben, dies Gespräch fortzusetzen, und folgte daher eilig dem Rufe, der uns gerade in diesem Augenblick zur Tafel lud. Ich setzte mich zu Tisch, gegen Lancreville argwöhnischer gestimmt, als je zuvor, denn ich war in meinem In-

nern fest überzeugt, daß er mittelbar oder unmittelbar mit den Ereignissen der letzten Nacht in Verbindung stehen müsse.

Ich muß hier bemerken, daß während Lancrevilles Abwesenheit ein recht lieber Freund von mir in jener Gegend angelangt war, um einen seiner in dieser Stadt wohnenden Verwandten zu besuchen. Es war der Obrist Becroy, welcher sich in den vielen Feldzügen, die er unter Napoleon mitgemacht, auf das Ruhmvollste ausgezeichnet hatte. Ludwig der Achtzehnte hatte ihn in seinem Range und Ehrenstellen bestätigt; später aber hatte sich der Obrist ganz und gar von dem Dienste zurückgezogen. Ich war entzückt, ihm plötzlich zu begegnen, und er hatte meine Einladung zum Mittagessen an der Table-d'hôte für diesen Tag freundlich angenommen.

Der Obrist erschien, nachdem wir einige Augenblicke unsere Sitze eingenommen hatten. Er war das Muster eines alten galanten Militairs, voll von Anekdoten nnd dabei mit großer Gutmüthigkeit begabt. Ich bemerkte indeß, daß der Obrist während der ganzen Mahlzeit sehr schweigsam war, und daß er mitunter forschende Blicke auf Lancreville richtete, so als ob er rücksichtlich der Identität in Zweifel sei; Lancreville gab indeß rücksichtlich des Obristen kein Erkennungszeichen von sich. Nach beendetem Mittagsmahl folgte der Obrist mir in meine Wohuung, und unter-

wegs spöttelte ich über die ungewöhnliche Schweigsamkeit, die er bei Tisch beobachtet habe.

„Sagen Sie mir um des Himmels willen, lieber Freund,“ versetzte er, „wer war jener Mensch mit der Schmarre auf der Wange, der unten am Tische saß?“

„Er nennt sich Lancreville,“ antwortete ich.

„Lancreville — Lancreville —“ wiederholte der Obrist, indem er vor sich hinmurmelte, „nein, nein, das ist nicht der Name, aber jene Schmarre, das ganze Gesicht, der Ausdruck in den Augen, Alles stimmt überein. „Wer und was ist er?“ fragte er alsdann zu mir gewandt.

„Ich weiß es wahrlich nicht, lieber Freund,“ versetzte ich, „ich habe nie das Mindeste über ihn in Erfahrung bringen können.“ —

Die Neugierde des Obristen Becroy war nicht so leicht beschwichtigt. Er hörte nicht auf, mich mit Fragen zu bestürmen; das Einzige, was ich über Lancreville sagen konnte, war, daß er im Hause des de Mérac als gern gesehener Bewerber um die Hand seiner Tochter betrachtet wurde, so wie daß wunderbare Gerüchte rücksichtlich seiner circulirten, und daß er ein seltsames verschlossenes Wesen beobachte,

Es lag am Tage, daß der Obrist in Betreff Lancrevilles etwas auf dem Herzen hatte, und es kam daher jetzt die Reihe an mich, ihn mit Fragen zu bestürmen. Mein Freund gab mir indeß nur auswei-

chende Antworten, bat mich, Lancreville, so bald ich ihn wiedersehen würde, zu fragen, welche Schlacht er mitgemacht habe, und ob er auch bei Smolensk gewesen sei; der Obrist versprach mir dagegen, mir, so wie ich ihm Lancrevilles Antwort überbringen würde, Alles zu vertrauen, was er rücksichtlich dessen wisse; darauf trennten wir uns für diesen Abend.

Das Verlangen meines Freundes war indeß nicht leicht ins Werk zu richten. Das Verhältniß zwischen Lancreville und mir war, wie ich bereits berichtet habe, von keiner geselligen Art, und ich wußte in der That nicht, auf welche Weise ich ihm die oben erwähnte Frage vorlegen sollte.

Am nächsten Vormittage fügte es indeß der Zufall, daß ich Lancreville in einem Caffeehause am Billard traf. Er erschien mir in besserer Laune als sonst, und redete mich mit ungewöhnlicher Höflichkeit an. Wir sprachen über gleichgültige Gegenstände; ich aber benutzte den Umstand, da gerade ein Detachement Soldaten an dem Hause vorüberzog, um das Gespräch auf einige im Zimmer hängende Bilder zu lenken, welche die Siege Napoleons darstellten, und bemerkte dabei: „Entschuldigen Sie mich, Herr Lancreville, Sie haben ohne Zweifel vielen dieser Triumphe beigewohnt. Waren Sie auch bei der Schlacht von Smolensk?"

Ich werde niemals den Ausdruck vergessen, den Lancrevilles Antlitz bei dieser meiner Frage zeigte.

Sein bronzenes Gesicht erblaßte, ob von Erstau-

nen oder Zorn vermochte ich nicht zu unterscheiden. Er richtete einen zornigen Blick auf mich, und fragte in einem ernsten Tone: „Was kümmert es Sie, mein Herr, ob ich bei der Schlacht von Smolensk zugegen war oder nicht, ich wüßte nicht, was mich verpflichten könnte, in dieser Rücksicht Ihre Neugierde zu befriedigen?“

Ich entgegnete ihm, daß ich allerdings keineswegs befugt sei, ihm Fragen vorzulegen, die zu beantworten er sich nicht geneigt fühlte, daß die ihm so eben gestellte ganz ohne Bedeutung ausgesprochen sei, und daß ich dabei keineswegs die Absicht gehabt habe ihn zu beleidigen.

Lanceville machte eine tiefe Verbeugung, versicherte, daß ihm meine Erklärung genüge, nahm seinen Hut, und verließ ohne Weiteres das Zimmer.

Sein Ton und sein Benehmen gefielen mir keinesweges; auch war ich nicht mit mir zufrieden, daß ich das Verlangen des Obristen erfüllt, und mich einer Beleidigung ausgesetzt hatte. Ich begab mich sogleich zu dem Ersteren und berichtete ihm das Resultat meiner Sendung, wobei ich, noch immer aufgeregt, ihn fragte, ob ich die Sache noch weiter verfolgen solle. —

„Ich wußte das, ich konnte mich geirrt haben,“ rief der Obrist Becroy, „er ist es, der Schurke, es ist kein Anderer als Leitzen. Hören Sie mich an, mein Freund, ich will jetzt Ihnen Alles erzählen.“

Und er benachrichtete mir nunmehr folgendes.

„Im Monat August, im Jahre 1812, gegen das Ende der blutigen Schlacht, die bei Smolensk von den Franzosen und Russen gefochten wurde, als die sich zurückziehenden russischen Colonnen bereits den Kampfplatz verlassen hatten, war Becroy, damals Capitain bei der Garde, mit seinem Regimente auf einem Punkt postirt, wo es am blutigsten hergegangen war, er hatte den Befehl, diejenigen unglücklichen Verwundeten fortzuschaffen, die noch am Leben gefunden wurden. Es war beinahe dunkel geworden und das Schlachtfeld war mit Marodeurs angefüllt, welche die Todten und Verwundeten ausplünderten.

Becroy gewahrte zu seinem Erstaunen in einiger Entfernung von sich einen in der Uniform eines Lieutenants der Linientruppen gekleideten Mann, welcher auf seinen Knieen lag und auf schmachvolle Weise bemüht war die Taschen eines der Erschlagenen zu leeren, mit denen der Boden bedeckt war. Becroy war empört über das schaamlose Betragen eines Offiziers, welcher so ganz und gar seiner schändlichen Beschäftigung hingegeben war, daß er nicht bemerkte, wie er beobachtet wurde. Becroy richtete scharf den Blick auf ihn, und die Gestalt des Missethäters, so wie das Antlitz desselben, über dessen eine Wange das Blut heftig hinabfloß, prägten sich seinem Gedächtnisse auf das Tiefste ein.

Hätte Becroy in diesem Augenblick ein Feuergewehr zur Hand gehabt, er würde den Verbrecher ohne

Zweifel auf der Stelle niedergeschossen haben, da er aber nur mit einem Säbel bewaffnet und in dem Schenkel verwundet war, so konnte er sich nur langsam von der Stelle bewegen.

Seine Soldaten waren rings umher zerstreuet, und als er sie herbei rief, sprang der Plünderer rasch aus seiner knienden Stellung empor, und rannte von dannen. Becroy gebot seinen Soldaten, ihn zu verfolgen; der Verbrecher aber war schneller als sie und entschlüpfte ihnen. Da man indeß seine Gestalt beschreiben konnte, so ward er noch in derselben Nacht arretirt und dem Gewahrsam einer Wache übergeben. Es zeigte sich, daß er wirklich Lieutenant in der französischen Armee war und sich Anton Leitzen nannte, daß er nicht bloß in der letzten Schlacht, in welcher er im Gesichte schwer verwundet worden war, tapfer gefochten, sondern daß er sich auch schon bei früheren Gelegenheiten auf das Rühmlichste ausgezeichnet hatte.

Das Zeugniß des Obristen gegen ihn lautete indeß so bestimmt, daß er, trotz seines früheren guten Betragens, dennoch ohne Zweifel erschossen worden wäre, wäre es ihm nicht gelungen, bei der, bei einer Schlacht noch stets herrschender Unordnung, noch vor Anbruch des Tages zu entfliehen.

Von diesem Augenblick an ward von Leitzen nichts mehr vernommen, bis der Obrist in der Person Lancrevilles den verbrecherischen Plünderer der Todten wieder erkannte."

Ich erzählte nunmehr meinem Freunde ohne Zurückhaltung was sich in der Nacht in dem Hause des Herrn de Mérac zugetragen; und wir kamen Beide dahin überein, daß Lancreville an dem stattgehabten Raube Theil genommen, und daß der Bösewicht, der die Todten und die Sterbenden ausplündern konnte, gewiß keinen Anstand nehmen würde, Lebende zu berauben. Wir hielten es Beide für unsere Pflicht den Herrn de Mérac mit dem wahren Charakter dieses Abenteurers bekannt zu machen, und alsdann dafür zu sorgen, daß Lancreville der Polizei überantwortet werde.

Wir begaben uns demnach zu dem Hause des Herrn de Mérac, den wir wegen der langen und räthselhaften Abwesenheit seines Sohnes in großer Unruhe fanden. Bevor wir ihm den Zweck unseres Besuchs mittheilten, berichtete er uns, daß die Polizei einen verdächtigen Menschen arretirt habe, der sich Pierre Brésse nenne, und schon bei dem ersten Verhör starken Verdacht erregt habe, daß er an dem, bei Herrn de Mérac stattgehabten Raube Theil genommen. Mein Freund, der Obrist, erzählte darauf dem Herrn de Mérac, was er rücksichtlich des Herrn Lancreville wußte, wobei er alle Gründe anführte, weshalb er diesen Leitzen für eine und dieselbe Person hielt, worauf ich berichtete, was ich in jener Nacht mit meinen eigenen Augen geschauet hatte. Herr de Mérac war durch das, was er vernahm, in große

Bestürzung gesetzt; aber er schien dennoch abgeneigt, Lancreville für jenen Missethäter zu halten, und er beschwor uns, keinen Schritt zu thun, bevor er diesen selbst gesprochen.

Wir wußten nicht, ob wir diese seine Bitte bewilligen oder verneinen sollten, als plötzlich und ganz unerwartet Lancreville ins Gemach trat.

Wir standen sämmtlich verlegen da, nur Lancreville zeigte unter den obwaltenden Umständen staunenswürdige Ruhe. Er wandte sich zu Herrn de Mérac und sprach:

„Ich höre Pierre Brésse ist gefänglich eingezogen worden, und es ist nothwendig, daß ich Sie einige Minuten unter vier Augen spreche.“

De Mérac erklärte sich sogleich bereit, sein Verlangen zu erfüllen und Beide verließen das Gemach. — Als sie sich entfernt hatten, rief der Obrist aus:

„Hölle und Teufel! die Unverschämtheit dieses Menschen übersteigt alle Grenzen, und die Blindheit des de Mérac ist höchst beklagenswerth.“

De Mérac und Lancreville traten bald wieder zu uns ein, der Erstere schien zerstreut und tief bekümmert: die Thränen rollten ihm über die Wangen hinab.

„Ich bin ein elender und unglücklicher Vater,“ jammerte er im Tone des tiefsten Grames.

Wir wußten nicht, was wir darauf erwidern sollten. „Meine Herren,“ fuhr Herr de Mérac fort, „es ist kein Grund vorhanden, die Sache länger ver-

borgen zu halten; mein ausschweifender Sohn, er war es, der den Raub an seinem Vater beging. Diesem Freunde," hier deutete er auf Lancreville, „habe ich schon einmal die Aufrechthaltung seiner Ehre verdankt, und jetzt hat er wieder Alles gethan, was in seinen Kräften stand, ihn dem gewissen Untergange zu entreißen. Wie kann ich aber der Anklage glauben, welche Sie, meine Herren, gegen diesen Mann vorbringen."

Der Obrist und ich standen bestürzt da, und wußten nicht, was wir entgegnen sollten, da aber nahm plötzlich Lancreville das Wort, und sprach in einem festen würdevollen Tone:

„Ja, meine Herren, ich bin Antonio Leitzen und ich war zugegen bei der Schlacht von Smolensk. Ja, Obrist, Sie sahen mich, als ich die Kleider meines Kameraden untersuchte, der an diesem Tage gefallen war. Es geschah aber nicht, um ihn zu berauben, sondern um nach Papieren zu suchen, welche für mich und mehrere meiner Kriegskameraden höchst wichtig waren. Die Zeit der Gefahr ist jetzt vorüber, und ich kann jetzt frei gestehen, daß ich zu jener Zeit ein eifriger Republikaner und Mitglied einer geheimen Gesellschaft war, welche viele Officiere der Armee zu ihren Mitgliedern zählte. Plane, Namenslisten waren entworfen worden und diese befanden sich in der Brieftasche unseres bei Smolensk gefallenen Cameraden, welcher der Secretair des geheimen Bundes war.

Meine Flucht aus dem Gewahrsam ward mit Hülfe eines Mitverschworenen bewerkstelligt. Ich verließ Frankreich und durchzog die Welt unter einem angenommenen Namen, habe jedoch niemals die Uniform entehrt, die ich früher getragen. Bei meiner Rückkehr in mein Vaterland wagte ich nicht, unter meinem eigenen Namen aufzutreten, denn ich vernahm, daß Militairpersonen, die republikanischer Ansichten wegen verdächtig waren, unter die strenge Aufsicht der Polizei gestellt wurden. Während meines letzten Aufenthalts in Paris gelang es der Verwendung meiner Freunde, zu beweisen, daß ich kein gefährlicher Unterthan sei. Was das Uebrige betrifft, so kann ich Sie, meine Herren, an meinen Freund, Herrn de Mérac verweisen, und so schließe ich diese meine Erklärung mit der Versicherung, daß ich Ihnen, Ihren zwar begreiflichen, jedoch durchaus grundlosen Argwohn von ganzem Herzen verzeihe."

Vecroy stand von Erstaunen überwältigt da; ich meinerseits war tief beschämt; Herr de Mérac erzählte uns nunmehr mit dem Ausdruck des Schmerzes in seinen Zügen, daß sein Sohn, ein ausschweifender junger Mann, im vergangenen Jahre große Summen zu Paris am Spieltisch verloren und in seiner Verzweiflung eine Summe Goldes von dem grünen Tische des Banquiers entwendet habe; Leitzen, welcher bei dieser Gelegenheit zugegen gewesen, habe sich ins Mittel geschlagen, die öffentliche Beschimpfung

des jungen Mannes verhindert und das Geld zurückgegeben.

Herr de Mérac berichtete ferner, daß Leitzen bei seiner neulichen Rückkehr von Paris zufällig erfahren hatte, daß der als falscher Spieler berüchtigte Pierre Bresse sich in der Nachbarschaft gezeigt habe, und in Gesellschaft Augusts de Mérac gesehen worden sei. Leitzen argwohnte sogleich, daß das Zusammentreffen dieser beiden Personen kein erfreuliches Resultat herbeiführen würde, und er war demnach in der eben erwähnten Nacht zu Herrn de Méracs Hause geeilt, um einem etwaigen Unheil vorzubeugen. Unbemerkt habe er auf diese Weise den gemeinschaftlich von Bresse und dem jungen de Mérac verübten Raub mit angeschaut. Er beschloß darauf, August de Mérac durch verständige Vorstellungen auf den Weg der Rechtlichkeit zurückzuführen, Bresse aber zu zwingen, den Raub wieder herauszugeben; allein bevor er in dieser Rücksicht etwas unternehmen konnte, war der junge de Mérac bereits aus der Gegend verschwunden, und sein Diebsgenosse gefänglich eingezogen worden.

Nachdem der Hausherr diesen seinen Bericht beendet hatte, trat der Obrist Becroy auf Leitzen zu: „Mein tapferer Camerad,“ sprach er, „ich allein habe Ihnen Unrecht gethan! Ich bekenne meine Schuld; aber Sie haben mich tief beschämt. Verzeihen Sie mir, reichen Sie mir Ihre Hand und schenken Sie mir Ihre Freundschaft.“

Der Obrist und Leitzen umarmten sich, wir drückten uns einander herzlich die Hände, und bemüheten uns Herrn de Mérac den möglichsten Trost zu spenden.

Es ward beschlossen, keine gerichtliche Klage gegen Bréſſe vorzubringen, und ihm nur das Versprechen abzunehmen, die Gegend sofort zu verlassen, und über die ganze Sache das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

August de Mérac hatte Bordeaux erreicht, von wo er sich nach America begab.

Der Obrist Becroy und ich blieben lange genug in dieser Gegend, um bei der Vermählung der reizenden Josephine de Mérac mit Leitzen zugegen zu sein.

Ich aber zog aus dieser kleinen Begebenheit die weise Lehre, mich niemals in die Angelegenheiten anderer Leute zu mischen, vor Allem aber, nie nach dem bloßen Scheine zu urtheilen.

Nun gelt, meine Herren, rief Amedie, als er seine Erzählung beendet, kann man sich wohl einen Fall denken, in welchem ein unrichtiges Urtheil mehr zu entschuldigen scheint, als in diesem? Und doch, wie viel, wie unabsehbares Unheil konnte durch ein solches angerichtet werden? Ist es also wohl dem Privatmann im gewöhnlichen Leben, und nun erst dem Richter, dessen Spruch so ernste, so gräßliche Folgen haben kann, zu verdenken, wenn er lieber in das Er-

trem der zu großen Aengstlichkeit, als in das der ihm so schreckliche Verantwortlichkeiten zuziehenden zu großer Uebereilung fallen will.

Aber, meinte Freund, wenn doch das Geständniß des Schuldigen einmal da ist.

Dann freilich, wollte Amedie erwidern, doch van der Brook unterbrach ihn mit den Worten: dann ist auch nichts mit Gewißheit zu sagen, wenigstens nicht überall und bei allen Nationen. Gottlob, bei uns, und in Eurem Deutschland und Frankreich ist die Tortur seit kurzem aus der Mode.

Seit kurzem, riefen mehrere Stimmen! das ist doch schon etwas lange her!

Das heißt, die öffentliche, eingestandene Tortur, erwiderte van der Brook ruhig, ja, die ist schon lange abgeschafft, aber eine geheime, versteckte übten die Herren Instruktions-Richter stets aus, um sich den Ruhm zu verschaffen, durch ihren Scharfsinn den halsstarrigsten Delinquenten zum Geständniß gebracht zu haben. Noch vor 10 Jahren etwa berichteten alle Zeitungen, daß in einem Städtchen am Rhein der Instruktions-Richter einen in Untersuchung befindlichen Gefangnen sehr scharf gesalzene Speisen, aber nie auch einen Tropfen Wasser habe reichen lassen, um ihn so durch die Qualen dieses nicht zu ertragenden Durstes zum Geständniß zu treiben. Ist das etwa keine Tortur?

Schändlich, abscheulich, rief alles durcheinander.

Und bei meiner letzten Reise durch Italien, sprach van der Brook weiter, hörte ich von den glaubwürdigsten Männern eine Geschichte, die ich Euch mittheilen will, und Euch von der hohen Justiz dieses Landes einen Begriff geben wird. Nach diesen Worten begann er folgende Erzählung.

Aus dem Leben eines Carbonaro.

Ein Fremder, welcher sich am 22. December 1818 zu Ferrara befunden hätte, würde ohne Zweifel über diejenigen gelächelt haben, welche sich im Lobe des milden sanften Climas Italiens erschöpften. Diese große, aber menschenleere Stadt, bot an jenem Tage einen ungewöhnlich schwermüthigen Anblick dar, vollkommen geeignet die Seele mit Trübsinn zu erfüllen. Die Luft ward von Regen und Hagelschauer verdunkelt, welche vom Nordwind daher gepeitscht wurden. Die Straßen und Marktplätze waren verlassen. Die rings umher herrschende tiefe Stille ward nur von dem Hammer des fleißigen Handwerkers, oder durch das demüthige Flehen irgend eines armseligen Bettlers unterbrochen, welcher halb verhungert an die Thür des Reichen pochte und um ein Almosen bat.

Gegen drei Uhr Nachmittags aber wurden die Bewohner dieser Stadt durch eine Begebenheit angeregt, welche sie zu gleicher Zeit in Unruhe und Erstaunen setzte. Die Pforten des Castells öffneten sich und heraus schritten mehrere Compagnien Patrouillen,

von Polizeicommissairen geführt, welche sich schnell nach verschiedenen Richtungen ausbreiteten. In Italien werden die Operationen der Polizei stets mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet, weil sie gewöhnlich nur dem Argwohn und der Rache des Thrones dienen. Dies war auch der Gegenstand des Verfahrens, von dem wir hier erzählen.

Cardinal d'Arezza, Gouverneur von Ferrara, war benachrichtigt worden, daß sich in dieser Stadt der Mittelpunkt des durch ganz Europa bekannten Vereins, welcher „die Carbonari" genannt ward, befinde; es war dies eine Gesellschaft, welche sich seit Jahren bemühte eine moralische und politische Umgestaltung der Dinge zu bewerkstelligen und das politische Joch abzuschütteln, unter dem Italien schon so lange seufzte. Ein verrätherisches Mitglied dieses Vereins aber, dessen Name nie bekannt geworden ist, war doch nicht im Stande gewesen, dem Cardinal die Zahl der in Ferrara anwesenden Carbonari anzugeben, noch sie persönlich genau zu bezeichnen; nur einen gewissen Caleffi hatte er genannt, versichernd, derselbe habe in seiner Wohnung die Liste der Mitglieder. Der Cardinal gebot daher, daß, während eine Compagnie Soldaten sich Caleffis Person bemächtigen und sein Haus besetzen, die übrigen Patrouillen sich bereit halten sollten, alle diejenigen gefangen zu nehmen, deren Namen man auf der oben erwähnten Liste finden würde.

Grade als jetzt die Bewohner der Stadt an ihren Fenstern mit staunender Besorgniß den Schritten der Soldaten folgten, näherte sich Caleffi, in seinen Mantel gehüllt, eilig seiner Wohnung. Er war erst fünfundzwanzig Jahre alt und hatte schon ein Weib und zwei kleine Kinder. Er war von kurzer aber kräftiger Gestalt. Sein großes flammendes Auge zeigte von der Energie seines Charakters. Von niedrer Herkunft hatte er sich keiner sorgsamen Erziehung zu erfreuen gehabt. Rang und Bildung aber sind nicht immer die Aeltern des Verdienstes, weit öfterer ist das Gegentheil der Fall. Caleffis Brust theilte das Gefühl jener hochherzigen Italiener, welche nach Erlösung ihres Landes schmachteten. Sein muthiger Sinn entging der Aufmerksamkeit der Carbonari nicht lange, welche in großer Anzahl das Caffeehaus Ferrari besuchten, wo er als Aufwärter angestellt war. Später ward er in die Gesellschaft aufgenommen, und von derselben als dienendes Mitglied benutzt. Die wiederholten Beweise seines Eifers fur das Gedeihen des Vereins, verschafften ihm völliges Vertrauen und er ward bald dazu verwandt, die monatliche Contribution von den Mitgliedern einzufordern. So gelangte er zu dem Besitz der Liste ihrer Namen.

Caleffi hatte so eben die Thür seiner Wohnung erreicht, als ein Commissair, welcher mit einer Truppenabtheilung in der Nachbarschaft auf der Lauer gestanden hatte, auf ihn zuschritt, ihn im Namen des

Gesetzes arretirte, und ihm gebot sich zwischen die Soldaten zu stellen, und ihnen zu folgen.

Caleffis Gattin war, wie die übrigen Einwohner der Stadt, von ihrer Neugier ans Fenster gelockt worden; sie sah ihren Mann in den Händen der Polizei, und errieth mit weiblichem Scharfsinn die Ursache seiner Gefangennehmung. Sie hatte bemerkt, daß ihr Mann sich hinter einem Bilde, welches in ihrem Schlafzimmer hing, oft etwas zu schaffen machte, und daraus geschlossen, daß sich dort etwas von Wichtigkeit befinden müsse. Und in der That lag die verhängnißvolle Liste hinter einem losen Steine, den das Gemälde bedeckte, verborgen.

Während der Polizeicommissair nunmehr laut an die Thür pochte, hob die entschlossene Frau schnell das Bild empor; den Stein herausnehmen, die Liste erfassen, und sie den Flammen übergeben, war das Werk eines Augenblicks. Dann öffnete sie schnell die Thür und ließ den Beamten und die Patrouille mit großer Höflichkeit ein.

„Ein gutes Zeichen,“ murmelte der Polizeicommissair vor sich hin, „die Frau empfängt mich nicht mit jenem ängstlichen Lächeln, wie Leute meiner Art empfangen werden. Sie argwohnt nichts, desto besser! Gewiß wird es mir gelingen, das wichtige Papier in seinem verborgenen Winkel aufzufischen.“ „Kommt,“ sprach er zu Caleffis Gattin ironisch lächelnd, „kommt,

zeigt mir einmal alle Eure Zimmer, ich muß ein wenig meine Neugier befriedigen.“ Die kluge Frau warf ihrem Gatten einen bedeutungsvollen Blick zu, welcher ihm zu sagen schien: „Fürchte nichts, das Papier ist fortgeschafft.“

Die Soldaten untersuchten nun jeden Fleck, jeden Winkel wo nur irgend etwas verborgen gehalten werden konnte; das Luchsauge des Polizeibeamten suchte überall umher, aber es ward nichts gefunden; dann schritten sie die Treppe hinan, und wiederholten dort ihre Nachsuchungen; wieder vergebens. Der letzte Ort, den sie durchstöberten, war das Schlafzimmer. Auch hier fand sich kein Papier. Der Polizeicommissair brannte vor Ungeduld, und war schon im Begriff solche zu äußern, als plötzlich das Bild seine Augen auf sich zog und er hastig gebot es herabzunehmen.

„Ha, was ist das? Ein loser Stein! Was ist hinter demselben versteckt?“

„Nichts, durchaus nichts!“ entgegnete Caleffi.

„Ich weiß gar nichts davon,“ bestätigte die Frau.

„Ihr müßt aber davon Rechenschaft geben,“ fuhr der Gerichtsbeamte fort, „was hat diese Oeffnung und der lose Stein vor derselben zu bedeuten?“

„Wir wissen nichts davon,“ lautete die wiederholte Antwort des Ehepaars.

„Nichts? So will ich es Euch sagen,“ rief zornig der Polizeicommissair. „Ihr habt dort gewisse Papiere verborgen gehalten.“

„Davon wissen wir nichts," antworteten die beiden Eheleute ruhig und gelassen.

„So trennet sie auf der Stelle," gebot der Beamte, „wir wollen doch sehn!"

Das Weib ward in ein unteres Zimmer geführt, der Mann blieb in dem Schlafgemach. Der eifrige Commissair rannte von einem zum andern jedoch ohne den mindesten Erfolg. Weder Bitten noch Drohungen noch Versprechungen halfen. Die beiden Caleffis blieben unerschüttert; jedes wiederholte stets die Antwort des andern: „Ich weiß nichts davon."

Da unterdessen der Abend heranrückte, war es nöthig der Sache ein Ende zu machen; der Vate ward ins Gefängniß geführt; der Mutter aber ward aus Rücksicht für die Kinder gestattet, unter der Aufsicht einiger Soldaten im Hause zu bleiben. —

In dem Mittelpunkt von Ferrara erhebt sich ein großes Castell mit vier Thürmen. Dies Gebäude ward im Mittelalter von einem der Fürsten von Este zu seiner eignen Sicherheit aufgeführt. In dem obern Theil dieses Schloßes herrscht nur Pracht, Luxus und Bequemlichkeit. In seinen prunkvollen Sälen sind noch jetzt die Meisterwerke eines Titians und von Benvenuto von Garofalo zu schauen. In den zahlreichen Gemächern erblickt man das kostbarste Geräth. Die Wände sind mit reichen Teppichen, Vergoldungen und Basreliefs von Meisterhand geschmückt, bei jedem

Schritte werden historische Erinnerungen geweckt, werden wir an den Glanz vergangener Tage gemahnt.

Von der Phantasie hingerissen und von den Gebilden des Pinsels angeregt, kann man hier leicht versucht werden, zu glauben, man höre Ariost's und Guarinos Muse, welche in einem glänzenden Cirkel von Fürsten und Höflingen ihre Melodien vortragen. Dann kann der Beschauer ausruhen auf demselben Lager, auf welchem die reizende Eleonore den Worten und der Huldigung des unsterblichen Tasso ihr Ohr lieh. Dort auch ist das Betgemach, wo die liebreizende Renata von Frankreich, von ihren Damen umgeben, den Predigten und Ermahnungen des finstern Calvins horchte. In einem entfernteren Zimmer könnt ihr dem Schicksal der unglücklichen Parasina eine Thräne weinen, und den poetischen Geist Byrons bewundern, dessen Genius vor wenigen Jahren in diesem Gemache jene herrliche Dichtung schuf, in welcher er die Liebesleiden dieser beklagenswerthen Prinzessin schildert.

Lenkt Ihr aber Eure Schritte hinab, in den untern Theil dieses festen Schlosses, so verändert sich plötzlich der Anblick. Welch ein Schrecken waltet hier! Alles ist schwarz und dunkel, alles erzählt hier nur von Qualen und Leiden. Ueberall nichts als Kerker, Fallthüren und Fesseln, geschaffen den Feudalismus und der Tyrannei zu dienen. Unter diesen Gefängnissen befindet sich besonders eins, das wegen der Barbarei,

die dessen ganze Einrichtung verkündet, die größte Aufmerksamkeit verdient. Es scheint in der That mehr das Werk eines Teufels als das eines Menschen zu sein; hätte Dante es geschaut, er würde dasselbe in seinem unsterblichen Gedicht geschildert haben, als die schauervolle Behausung der von dem Ewigen Verworfenen. Rund um das Gebäude und unter demselben fließt ein Strom dahin, der durch künstliche Mittel von dem nahen Flusse hergeleitet worden. Der furchtbare Kerker, dessen wir so eben gedachten, befindet sich in der Tiefe eines der Thürme, ein langer, gekrümmter und niedriger Gang führt dort hinab. Nur durch eine kleine, schmale eiserne Thür gelangt man hinein, die Feuchtigkeit sammelt sich an der marmornen Decke; der Fußboden besteht aus einem eisernen Gitter, durch welches von dem Wasser zurückgeworfen das wenige Licht hereinfällt, welches diesen schauerlichen Ort erhellt, der Kerker ist so niedrig, daß es unmöglich ist darin aufrecht zu stehen, so daß der unglückselige Bewohner genöthigt ist stets auf dem eisernen Gitter zu liegen, dem eisigen Luftzuge ausgesetzt, der stets von dem Wasser heraufströmt. Einige wenige Tage reichten hin den dort Eingekerkerten krank zu machen und eben deswegen ward die Benutzung dieses Gefängnisses unter Napoleons Herrschaft verboten. Kein solches menschliches Gefühl aber belebte Andelei, das Haupt der Polizei zu jener Zeit, von welcher wir erzählen. Zur Schande der Menschheit müssen

wir berichten, daß Caleffi, mit Einwilligung des Cardinals, in dieses Loch geworfen wurde, das nur für Schlangen und Gewürm bewohnbar war.

Es ist unmöglich zu beschreiben was in Caleffis Seele vorging; wahrscheinlich aber regte die Unmenschlichkeit dieses Verfahrens gegen ihn seine Festigkeit und seinen Muth noch mehr an. Es ist eine Eigenthümlichkeit großer Seelen, daß das Unglück sie erhebt, und ich habe bereits berichtet, daß Caleffi eine solche große kräftige Seele besaß. In diesem grauenvollen Kerker blieb er zwei Nächte und zwei Tage, ohne Stroh, um darauf zu liegen, und nur mit einem kleinen Vorrath von Brod und Wasser versorgt. Das rohe Wesen seines Gefängnißwärters und die rund um ihn her herrschende Einsamkeit waren noch mehr berechnet seinen Geist niederzudrücken. Wer in dem Innersten seiner Seele hätte lesen können, hätte dort nur die Erinnerung an Weib und Kinder gefunden; ja vielleicht hätte er unter seinen Seufzern die Namen gehört.

Gegen die Mitte der dritten Nacht ward plötzlich die eiserne Pforte seines Kerkers mit polterndem Lärm geöffnet und er ward hinaus geschleppt. Vor dem Kerker standen einige Soldaten, hinter ihnen der Obrist Andelei.

Der Letztere stammte aus der Provinz Romagna und war von edler Geburt. Er hatte sich früher

unverholen zu Bonapartes Parthei bekannt, und sich später den Liberalen angeschlossen. Endlich aber war er zu den Füßen des päpstlichen Thrones gekrochen, um die gehässige Stelle zu erlangen, die er bekleidete. Bedarf es eines größeren Beweises für die Niedrigkeit seiner Gesinnungen und seiner Brauchbarkeit als Werkzeug der Polizei?

„Caleffi," rief er, „blicke her auf mich und beachte meine Worte. Du siehst in welche grauenvolle Lage Du Dich gebracht hast; grauenvoll in der That, aber noch köstlich im Vergleich zu derjenigen, die Du noch ferner über Dich herbeiziehen kannst. In einigen Tagen wirst Du vor einem besonders dazu errichteten Gerichtshof erscheinen, welcher Dich ohne Zweifel des Hochverraths überführen wird."

Caleffi schwieg als habe er nichts vernommen; ja er blickte nicht einmal auf den Sprecher.

„Gieb mir Antwort, Du arglistiger Feind Deines Souverains," rief Andelei, „bist Du bereit schmachbedeckt auf dem Schaffot zu sterben?"

Caleffi schwieg fortwährend.

„Hast Du kein Weib, kein Kind? Sind Dir die nicht theuer? So wisse denn, daß die Erstere im Kerker schmachtet und schon Alles bekannt hat. Sie hat bereits viele Namen der Carbonari genannt, die auf Deiner Liste standen. Ihr Geständniß reicht hin, Dich dem Tode zu weihen."

„Das lügt Ihr," rief Caleffi, „ich glaube Euch nicht."

„Wie Elender, ich löge. Du Unverschämter wagst das Oberhaupt der Polizei einer Lüge zu beschuldigen! Unbesonnener Thor! sei vernünftig, und Du kannst Dein Leben und das Deines Weibes retten. Nenne die Namen der Carbonari, die auf der Liste standen, und Deine Strafe soll gemildert werden."

Caleffi schwieg aufs Neue.

„Ja, was noch mehr ist, ich werde Dir alsdann völlige Verzeihung verschaffen, ich vermag alles über den Cardinal."

Keine Antwort erfolgte.

„Höre Caleffi," sprach der Obrist Andelei weiter, „ich möchte Dich gern selbst, wider Deinen Willen retten. Ich habe Mitleiden mit Deiner Familie und Deiner Unerfahrenheit. Ich weiß, daß Du nur ein Opfer der Verführung bist. Für diese Nacht überlasse ich Dich Deinen eigenen Betrachtungen, denk doch an Deine Lage. Ich werde Dich wiedersehen und hoffe Dir gute Kunde bringen zu können, denn ohne Zweifel wirst Du endlich einsehen, daß es verständig ist, wenn Du Dich in mein Verlangen fügst, und die Bemühungen Deines Weibes bei dem Cardinal unterstützest. Nun willst Du mir noch immer keine Antwort geben?"

„Nein!"

„Dann gute Nacht Caleffi! halte Deinen Muth

nur aufrecht.“ Caleffi kehrte in seinen Kerker zurück, mit dem Vorgefühl von neuen Drangsalen, aber mit noch entschlossenerem Sinn.

„Wie!“ rief der Cardinal, als er in seinem vergoldeten Lehnsessel, in seinem mit reichen Teppichen ausgelegten Zimmer dem Bericht Andeleis sein Ohr lieh, „trotz des furchtbaren Kerkers, trotz aller Drohungen beharrt der Bursch in seiner Hartnäckigkeit. Sagen Sie, mein lieber Director, was fangen wir mit dem Kerl an, wie bringen wir ihn zum Geständniß?“

„Ew. Eminenz brauchen noch nicht alle Hoffnung aufzugeben,“ erwiderte das Oberhaupt der Polizei. „Die Brust des Menschen ist ein Labyrinth von Hoffnungen und Besorgnissen. Ist der Schlüssel zu diesem Labyrinth gefunden, ist es ganz leicht es zu betreten. Glauben Sie mir, es giebt Charaktere, die sehr stark in einigen Punkten und sehr schwach in andern sind. Man muß sie bei der schwachen Seite zu fassen suchen. Es scheint mir, als ob Caleffi der Mensch sei, der eher durch Sanftmuth als durch Strenge zu beherrschen ist.“

„Wohlan, so handeln Sie, wie Sie wollen, wenn wir nur das Geständniß erlangen. Es ist von der größten Wichtigkeit, daß ich die Verschwörung der Carbonari ganz und gar enthülle. Die Religion und der Staat sind in Gefahr, alles muß daran gesetzt

werden, um sie zu retten, ich gebe Ihnen volle Gewalt zu handeln."

Als die Nacht wieder hereingebrochen war, erschien auch Andelei wieder bei Caleffi, welcher schlief, oder sich wenigstens stellte als schlafe er. Der Gefängnißwärter neigte die Lampe über ihn, erfaßte seine Hand, und rief ihn leise beim Namen. Caleffi rieb sich die Augen und reckte seine Glieder, sprach aber nicht.

„Steht auf Caleffi," sprach er „kommt mit in den Gang, man will mit Euch reden."

Caleffi erhob sich, trat hinaus und erblickte Andelei; die Soldaten, welche denselben begleitet hatten, zogen sich sogleich zurück.

„Caleffi," sprach der Polizei Director „es ist mir, wenn gleich nur mit großer Schwierigkeit gelungen, den Cardinal zu besänftigen. Als er meinen Bericht vernommen, wollte er Dich schon morgen dem Tribunal übergeben, aber ich bewog ihn, den Befehl dazu zu verschieben, indem ich ihn versicherte, daß Du doch endlich meinen Vorstellungen Gehör geben werdest. Füge Dich also in unsern Willen und zeige es, daß Du bereuest. Ein Paar Worte reichen hin: Nenne mir die Carbonari und Du bist frei."

Caleffi schwieg hartnäckig, wie das Erstemal.

„Vielleicht ist Furcht vor Martern Ursache Deines Schweigens."

„Nein, nein," rief Caleffi lebhaft, „ich fühle keine Furcht und die Ketten haben für mich keine Schrecken."

„Desto besser! Jetzt höre! Gieb mir die Liste oder nenne die Namen, welche darauf standen. Du kennst sie, denn Du hast die monatlichen Beiträge von ihnen eingeholt. Die Regierung erhält täglich mehr Auskunft über die Carbonari, beeile Dich daher, denn bald werden wir Deines Geständnisses nicht mehr bedürfen. Zögerst Du, mußt Du dafür leiden, darum sprich also, ich warne Dich!“

Keine Antwort erfolgte.

„Bedenke Caleffi,“ fuhr Andelei fort, „bald werden die Carbonari alle gefänglich eingezogen werden; sie werden unfehlbar die Wahrheit bekennen, und Dein hartnäckiges Schweigen verspotten. Sie werden nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht sein, und das solltest Du auch thun.“

Caleffi schwieg noch immer.

„So antworte mir doch wenigstens. Du sollst volle Verzeihung und außerdem eine reiche Belohnung erhalten. Was Du eingestehst, soll ein Geheimniß bleiben, mein Ehrenwort zum Pfande. Was verlangst Du mehr?“

„Ich verlange nichts,“ entgegnete Caleffi, „denn ich habe nichts zu offenbaren.“

Aber Du weißt doch, daß die Grafen Tomasi und Raspi, der Marquis von Conoricci und der Rath Ferrarini sich — —“

„Ich habe diese Herren nie gesehen, und weiß nicht wer sie sind,“ unterbrach ihn Caleffi, „ich bin ein

armer Plebejer und habe mit dem Adel und der Rechtsgelahrtheit nichts zu schaffen."

Die von Andelei genannten Personen gehörten in der That zu den Oberhäuptern der Carbonari, aber sie standen bei der Regierung nur wegen ihrer bekannten liberalen Gesinnungen in Verdacht.

„Du willst also durchaus nichts offenbaren?" fragte noch einmal das Oberhaupt der Polizei.

„Ich habe nichts zu offenbaren."

„Jetzt gehe ich, thörigter junger Mann, was soll ich Deinem armen Weibe sagen?"

„Sagt ihr, daß ich sie liebe, daß ich meine Kinder ihrer Sorge anempfehle und daß ich nichts zu fürchten habe."

„Im Gegentheil, Du hast Ursache froh zu sein, wenn Du nur die Wünsche des Cardinals und die meinigen erfüllen willst. Ich will unterdessen Befehl geben, daß Du ein Bett, eine Decke, und gute Nahrung bekommst, und daß Dir die Ketten abgenommen werden. Morgen sollst Du Erlaubniß erhalten im Corridor herumzugehen, um frische Luft einzuathmen."

„Ich bedarf nichts und wünsche nichts," entgegnete der Gefangene, „nichts desto weniger danke ich Euch für Euren guten Willen."

„Gute Nacht, Caleffi!" Die Thür schloß sich und am folgenden Tage ward er behandelt, wie es das Oberhaupt der Polizei versprochen hatte; aber es half zu nichts, Caleffi beharrte in seinem Schweigen.

„Der Kerl hat eine eiserne Stirn, aber auch Eisen kann man beugen. Ich muß auf andere Mittel denken. Ist es denkbar daß alle Bemühungen fruchtlos bleiben? nimmermehr! Es muß mir durchaus gelingen! Wie wichtig werden meine Dienste dann in den Augen meines Souverains erscheinen! Wenn ich eine Verschwörung entdecke! Ehre, Reichthum, alles wird mir zufallen! Darum darf ich es nicht an Eifer und Ausdauer fehlen lassen; desto besser, je größer die Mühe, je herrlicher der Kampf. Habe ich doch schon manchen Löwen gezähmt, auch Du sollst schon kirre werden, Caleffi. Ich habe noch mächtige Waffen im Rückhalt, denen Du nicht wirst widerstehen können! Ans Werk also!“

So sprach der bisher in seinen Bemühungen getäuschte Andelei zu sich selbst, wobei er aber die ihm innewohnende Arglist, und Bosheit unter scheinbarer Gutmüthigkeit verbarg. Noch in derselben Nacht begab er sich wieder nach Caleffi; die Wache blieb im Gange, während er selbst in den niedrigen Kerker des Gefangenen kroch.

„Nun wie gehts Dir, mein guter Caleffi?“ fragte er, „ich hoffe Du hast jetzt besser als früher geschlafen, denn ich sehe, der Gefangenwärter hat in Folge meines Befehls Dich mit den nöthigen Bequemlichkeiten versorgt. — Komm reiche mir Deine Hand!“

Caleffi verhielt sich unbeweglich.

„Wie, noch immer finster und verschlossen. Sei

wohlgemuth, ich bringe Dir eine gute Nachricht. Dein Weib ist in Freiheit gesetzt, und daheim mit ihren Kindern. Sie schickt mich zu Dir mit dem Auftrag, Dich zu grüßen, und Dir zu sagen, daß Du mir vertrauen möchtest.“ —

„Sie ist frei?“ versetzte Caleffi, „das ist eben keine Gunst, das ist nur Gerechtigkeit; was hatte sie verbrochen, wodurch ihre Gefangennehmung zu rechtfertigen wäre?“

„Das sind unnütze Fragen. Du weißt, in den Augen der Regierung gilt die öffentliche Sicherheit über alles.“ — Und nunmehr versuchte der arglistige Mensch Caleffi glauben zu machen, daß es ihm, der früher ein Mitglied der Carbonari gewesen sei, wirklich am Herzen liege, die in Ferrara anwesenden Oberhäupter derselben zu retten, welches aber nur durch Caleffis offenes Geständniß bewerkstelligt werden könne. Er erschöpfte sich in dieser Rücksicht in Bitten und Drohungen, alles, alles vergebens; und als er endlich dem Gefangenen, um ihn zum Geständniß zu bewegen, zwei gewichtige Goldrollen aufdringen wollte, da wies der Letztere solche mit einem so bittern Hohne von sich, daß der Chef der Polizei den Kerker zähneknirschend verließ.

Unterdessen suchte ein untergeordneter Beamter von Caleffis Weibe ein Geständniß zu erpressen, aber seine Bemühungen hatten keinen bessern Erfolg. Sie

erwiderte nichts als: „Ich weiß kein Wort von der ganzen Geschichte.“

Als man sich überzeugte, daß nichts von ihr herauszubringen war, zog man die Soldaten zurück, und ließ sie ruhig bei ihren Kindern in ihrer Wohnung.

Mannigfach und von der arglistigsten Art waren zwar noch die Versuche, welche man anstellte um die Hartnäckigkeit des felsenfesten Caleffi zu beugen; alle scheiterten jedoch an seiner männlichen Entschlossenheit.

Wenn aber auch sein Sinn von Eisen war — sein Körper war es nicht. Das gute Lager und die bessere Kost wurden ihm schon nach wenigen Tagen wieder entzogen, und die feuchte Wasserluft auf dem eisernen Gitter, so wie die schlechte Nahrung zehrten seine Kräfte so gewaltig auf, daß er schon nach wenigen Wochen nicht mehr zu erkennen war. Sein Leiden aber sollte Mondenlang währen, und erst nachdem Luna ihre Scheibe zum Drittenmal wieder gefüllt hatte, ward er aus seiner grauenvollen Lage durch die Hand dessen befreiet, der endlich alle Erdenschmerzen endet, und den Dulder nach harter Prüfung nach Jenseits erhebt.

Caleffi starb mit einem schwachen aber seligen Lächeln auf seinen Lippen. Sein Weib und seine Kinder, von mächtigen Händen unterstützt, verließen bald darauf Ferrara und begaben sich nach Frankreich, wo die Dankbarkeit der durch die Verschwiegenheit ihres

Gatten Geretteten ihnen eine sorgenlose Zukunft sicherte.

Der junge Engländer war bei van der Brooks Erzählung immer lebendiger geworden. Als dieser geschlossen, rief er laut: Ja, und das ist ja gerade der Fluch in all diesen Ländern der Inquisition, der Torturen, der Auto da Fés, und all dieser Dinge mehr, daß dort Banditen, Spitzbuben und Gesindel aller Art gerade auf das Ungestörteste und Ungestrafteste ihr Wesen treiben. Da wir doch einmal im Erzählen begriffen, und ich Euch auch noch eine Geschichte schulde, so erlaubt, daß ich Euch zum Belege meiner Worte eine Episode aus meinem eignen Leben mittheile.

Freund sah nach der Uhr und wollte Einwendungen machen, doch die allgemeinen Wünsche, vielleicht auch das Interesse, das er selbst an der Unterhaltung nahm, brachten ihn zum Schweigen. Sir Robert begann folgendermaßen.

Ein nächtliches Abenteuer in Rom.

1.

Santa Maria Maggiore.

Während meines Aufenthaltes in Rom im Monat August des Jahres 1830 besuchte ich auch die schöne Kirche Santa Maria Maggiore, als dort das Fest der Himmelfahrt Mariä gefeiert wurde. Es war für mich,

der ich an die imposanten großartigen Ceremonien der katholischen Kirche nicht gewöhnt war, herrlich und überraschend, die Pracht und den Glanz zu schauen, die bei dieser großen Festlichkeit entfaltet wurden. Die Prälaten standen ihrem Range nach vor dem Altare gereiht, die päbstliche Leibwache in ihrer grotesken Tracht bildete einen Halbkreis um sie und schützte sie und die heilige Stätte vor dem Andrange der Menge, welche in dem Schiff der Kirche, frommer Andacht hingegeben, auf den Knieen lag. Die Altäre und Kapellen waren auf das Prachtvollste erleuchtet, so daß die Schätze und Kostbarkeiten der Kirche im schönsten Glanze strahlten. Bezaubernde Musikklänge drangen zu mir her durch den Weihrauch, der den herrlichsten Wohlgeruch verbreitete.

Ich fühlte mich von diesem Allen auf das Mächtigste angezogen und beneidete in meinem protestantischen Sinne auf einen Augenblick die Andächtigen rings um mich her. Unter diesen fielen mir besonders, in einiger Entfernung von mir, eine Gruppe Bergbewohner von Calabrien auf, denn nach ihrer pittoresken Tracht hielt ich sie für solche. Die ganze kleine Gruppe schien von der innigsten Frömmigkeit erfaßt, jedes Auge war zu Boden gesenkt, jedes Knie war gebeugt, die Hand eines jeden ließ entweder die kleinen Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten, oder schlug andächtig ein Kreuz auf der entblößten von der Sonne gebräunten Brust.

Während ich diese Gruppe betrachtete, fielen meine Blicke zufällig auf ein Individuum, welches ich bisher nicht beachtet hatte, das aber jetzt meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Obgleich dieser Mann von den calabrischen Bergbewohnern ein wenig entfernt war, und sich gegen die marmorne Wand der Kirche lehnte, gehörte er doch offenbar zu ihnen; wenigstens schien dies seine Tracht zu verkünden, wenn gleich die Züge seines Gesichts edler waren, als die seiner Gefährten. Er war ein alter Mann, sein Antlitz trug den antiken römischen Stempel; sein Scheitel, sein Kinn, so wie seine entblößte Brust waren mit schneeweißem Haar bedeckt, welches einen auffallenden Contrast zu der dunklen Farbe seines Gesichts und seiner Haut bildete. Obgleich dem Anscheine nach nur ein Bauer, hatten dennoch das Wesen und die Physiognomie dieses Greises etwas Großes und Majestätisches. Er zeigte in jedem Zuge das Gepräge der Aristokratie der Natur. Seine Hand ruhte auf der Brust, seine Augen waren geschlossen. Die Kleidung des alten Mannes war vom gröbsten Stoffe; er trug über dem Hemde nur ein offenes Wamms, ein Mantel von Schaafsfellen und leinene Beinkleider. Sein Wesen aber war dennoch über seinem Stande, er trug seine Lumpen so stolz, wie ein Prinz seinen Hermelinmantel nur hätte tragen können.

Je mehr ich die scharfen Züge dieses Greises musterte, desto mehr ward ich überzeugt, daß manche selt-

same und vielleicht nicht immer schuldlose Begebenheiten mit seiner Geschichte in Verbindung stehen mußten. Der Rosenkranz hing ruhig in seiner Hand, kein Gebet kam über seine Lippen. Sein Gesicht war zum Himmel emporgerichtet, aber seine Augen waren geschlossen; es schien als wage er es nicht sie zu öffnen. Weshalb kam er hieher, wenn er nicht betete? Weshalb nahm er eine büßende Stellung an, wenn er keine Reue fühlte?

So sehr war ich in der Betrachtung des alten Mannes verloren, daß ich es nicht bemerkte, daß das Hochamt geendet sei und die Menge auseinander strömte. Die Musikklänge verstummten, die geschmückten Prälaten waren mit ihrem priesterlichen Gefolge verschwunden, geputzte Damen eilten durch die Gänge ihren harrenden Equipagen zu, kurz alles, bis auf einige vor den Kapellen knieende Personen, begab sich hinweg. Jetzt raffte sich auch der Greis zusammen, er streckte seinen Arm gegen einen jungen Mann aus, einen seiner Cameraden, der zu ihm getreten war und schickte sich an, der Menge zu folgen.

War er blind? Nicht doch, wenigstens ging er nicht wie jemand, der an dies größte Unglück der Menschheit gewöhnt ist. Weshalb aber wagte er es nicht in dem Tempel des Allerhöchsten seine Augen aufzuschlagen? Was würde ich nicht darum gegeben haben, mit seiner Geschichte bekannt zu werden, denn ich fühlte, daß dieselbe seltsam sein müsse. Ihn jetzt aus den

Augen zu verlieren, glich dem Verlieren eines Buches, von dem man nichts als das interessante Titelblatt geschauet. Wollte ich meine Neugier befriedigen, mußte es unverzüglich geschehen, in wenigen Augenblicken war es zu spät, er war alsdann meinen Blicken entschwunden. Mit raschen Schritten folgte ich ihm daher und legte meine Hand auf seine Schulter.

Der alte Mann schrak bei der Berührung zusammen und wandte sich. Jetzt waren seine Augen in der That geöffnet und schaueten voll auf mich — und mit welchem Blick! Solche Augen hatte ich noch niemals erblickt. Das Alter hatte ihr Feuer keineswegs geschwächt und ihr Blick flammte auf mich herab, wobei sich der ganze Ausdruck seines Antlitzes plötzlich verwandelte.

Er konnte seinen Blick nicht wieder von mir wenden und schauderte dabei mächtig zusammen, und als ich ihm noch näher trat, wäre er zu Boden gesunken, wenn ihn sein junger Gefährte nicht aufrecht gehalten hätte.

Da ich nicht begreifen konnte, auf welche Weise ich dem Greise einen solchen Schrecken verursacht hatte, sprang auch ich zu seinem Beistande hinzu; aber sein Sohn, denn dies war, wie ich später erfuhr, der Jüngling, wies mich streng zurück, ja faßte mit der Hand in seinen Gürtel, so als wolle er seinen Dolch zucken. Ich zog mich nunmehr in einige Entfernung

zurück, während er bemüht war seinen greisen Vater wieder aufzurichten.

Unterdessen hatte der Schrei, den der Greis im Fallen ausgestoßen, eine dritte Person herbeigezogen. Dies war dem Anscheine nach ein italienischer Cavalier, schon vorgerückt an Jahren, von ernstem etwas finsterem Wesen. Er eilte auf den alten Mann zu, hemmte aber plötzlich seine Schritte, und war im Begriff sich zurückzuziehen, als er plötzlich mich erschauete. Als unsere Blicke sich begegneten, schrack er ebenso zusammen, wie es vorhin der Greis gethan, und aus seinen Zügen sprach ein gleiches Entsetzen.

Mein Staunen war jetzt grenzenlos, und einige Augenblicke lang vermochte ich kein Wort hervorzubringen. Der Neuangekommene gewann zuerst, wenn gleich nicht ohne Anstrengung, seine Fassung wieder. Er wandte mir kalt den Rücken, näherte sich dem Greise und schüttelte ihn mit kräftiger Hand. Der Letztere schauderte vor seiner Berührung zurück und wollte sich ihm entziehen, aber es war unmöglich. Der Fremde flüsterte ihm einige Worte ins Ohr und da er dabei auf mich deutete, begriff ich, daß die Rede von mir sein müsse. Der alte Mann entgegnete ihm etwas mit bittendem, verzweiflungsvollem Wesen. Der Fremde aber sprach seine Erwiderung auf wilde heftige Weise aus, und stampfte dabei den Boden; der Greis aber fuhr fort, die Knie des Unbekannten umklammert zu halten.

„Schwacher, abergläubischer Thor!“ rief endlich mit lauter Stimme der Fremde, „ich will keine Worte mehr an Dir verschwenden. Sprich und thue was Du willst, doch hüte Dich!“ Mit diesen Worten stieß er ihn mit dem Fuße von sich und eilte von dannen.

Das Haupt des Greises schlug auf den Boden, und das Blut stürzte ihm aus der durch den Fall empfangenen Wunde. Er raffte sich indeß zusammen und richtete sich auf, ein Messer blitzte in seiner Hand, und ohne Zweifel würde er dem Fremden nachgeeilt sein und ihn niedergestoßen haben, wenn ihn nicht sein Sohn und ein hinzugetretener Priester mit Gewalt zurückgehalten.

„Hölle und Teufel!“ rief der Greis, „ein Stoß von ihm — von ihm! Ich will ihn tödten und kniete er am Fuße des Altars, und hätte er tausend Leben, er sollte tausend Mal sterben! Laß mich los, Paulo, laß mich los, bei dem Ewigen, ich muß ihn tödten!“

„Seid doch ruhig, Vater, beruhigt Euch doch!“ rief der Sohn, indem er den alten Mann noch immer zurückhielt.

„Du bist nicht mein Sohn, wenn Du meiner Rache in den Weg trittst,“ kreischte der wüthende Greis.

„Siehst Du nicht dieses Blut? das ist mein Blut — das Blut Deines Vaters! Und Du hältst meinen Arm zurück? Du hättest ihn für die That zu

Boden schlagen sollen — aber er ist ein Edelmann und Du wagtest nicht die Hand gegen ihn zu erheben."

„Wie, an dieser heiligen Stätte hätte ich ihn tödten sollen?" fragte der Jüngling heftig bewegt.

„Nicht hier, nicht hier," entgegnete der alte Mann in einem plötzlich veränderten Tone, „wäre es gleich nur gerechte Vergeltung! Aber ich werde schon andere Rachemittel finden? Ich will ihn verrathen, ich will alles offenbaren — und wenn es auch mein eigenes Leben kosten sollte. Er soll fallen durch die Hand des Henkers, — da steht einer, der für mich zeugen kann." Bei diesen Worten deutete er auf mich.

Neuerdings trat ich ihm jetzt näher.

„Hast Du, mein Sohn, etwas zu offenbaren, was die heilige Kirche betrifft, so bin ich bereit Deine Aussage in Empfang zu nehmen," sprach der Priester.

Nach einer kurzen Pause sprach der Priester weiter: „aber überlege wohl, bevor Du eine Anklage gegen den vorbringst, der in so hohem Ansehn bei ihr steht, wie derjenige, gegen den Du Beschwerde zu führen gedenkst."

Der Jüngling richtete jetzt einen bedeutungsvollen Blick auf seinen Vater und flüsterte ihm etwas ins Ohr; da ward der alte Mann plötzlich ruhig.

„Ja, ja, Du hast Recht," sprach er, „ich war zu rasch; er ist reich, ich bin arm, es giebt in Rom keine Gerechtigkeit für den Armen!"

„Meine Börse steht zu Euren Diensten, wenn ich Euch helfen kann,“ nahm ich nunmehr das Wort.

„Ihr?“ fragte der Greis, indem er mich starr anblickte, „wollt Ihr mir Beistand leisten?“

„Das will ich!“

„Schon gut, schon gut! Leicht möglich, daß ich Euch an Euer Versprechen mahne!“

„Halt, alter Mann,“ rief ich, „gestattet mir eine Frage, bevor Ihr Euch entfernt, sagt mir, woher Euer Entsetzen bei meinem Anblick?“

„Das sollt Ihr später erfahren,“ erwiderte der Greis. „Jetzt muß ich fort“ — er blickte argwöhnisch umher — „doch wir werden uns wiedersehen. Folgt mir nicht,“ fuhr er fort, als er gewahrte, daß ich mich anschickte ihn zu begleiten und dem Geheimniß nachzuforschen. „Jetzt werdet Ihr nichts erfahren und nur meine Sicherheit in Gefahr bringen. Addio, Signor!“ Mit diesen Worten verließ er hastig die Kirche von seinem Sohne begleitet.

„Wer ist jener Greis?“ — fragte ich zu dem Priester gewandt.

„Das weiß ich eben so wenig als Ihr,“ versetzte der Befragte, „aber man muß ein Auge auf ihn halten, seine Worte klangen furchtbar!“ So sprechend winkte er einem Kirchendiener.

„Wer war der Edelmann, der ihm den Stoß versetzte?“ forschte ich weiter.

„Einer unserer reichsten Edelleute und einer der eifrigsten Anhänger der Kirche," lautete die Antwort.

„Verliert sie nicht aus den Augen," gebot darauf der Priester dem Kirchendiener, „die Sbirren müssen ihnen bis zu ihrer Wohnung folgen. Sie dürfen dieselbe in dieser Nacht nicht verlassen. Eine kurze Haft wird ihr heißes calabrisches Blut abkühlen."

„Aber der Name des Edelmanns, frommer Vater?" erneuerte ich meine Frage.

„Ich muß jede fernere Frage ablehnen," entgegnete der Geistliche kalt, „ich habe jetzt andere Beschäftigung. Zuvörderst aber wird es nothwendig die Blutflecken zu tilgen, welche dieser heiligen Stätte Schande bringen. Ihr werdet mich deshalb entschuldigen! mein Sohn!" Mit diesen Worten neigte er sein Haupt und entfernte sich.

Ich erkundigte mich an der Kirchenthür vergeblich nach dem Greise. Er war fortgegangen, aber Niemand wußte wohin. —

Unzufrieden durchstrich ich den ganzen Tag die unbesuchtesten Gassen Roms, in der Hoffnung, dem alten Calabresen zu begegnen, jedoch vergebens. Als ich indeß in den Hof meines Hôtels trat, glaubte ich plötzlich unter den an der Thür versammelten Gaffern die feurigen Augen des jungen Calabresen zu erschauen; ich mußte mich indessen getäuscht haben, denn als ich näher trat und Erkundigungen anstellte, wollte Niemand einen solchen Jüngling gesehen haben.

2.
Die Marchese.

Noch an demselben Abend lenkte ich meine Schritte nach dem Colosseum, und noch ganz erfüllt von dem Abenteuer des Morgens, durchstrich ich die labyrintischen Gänge desselben. Von einem Mönche begleitet, der eine kleine Hornlaterne in der Hand hielt, und mir als Führer diente, glaubte ich, bei dem ungewissen Lichte derselben, hie und da in den Ruinen Gestalten hervorblicken zu sehen. Als wir aus dem Vomitorio traten, befanden wir uns auf den Stufen des colossalen Amphitheaters. Die ungeheure Ruine ward vom Lichte des Mondes versilbert und breitete sich in wundervoller Majestät vor mir aus.

Während ich mich in Betrachtungen über diese Stätte vertiefte, fielen meine Blicke plötzlich auf eine Gestalt, welche in der Ruine gerade über mir stand. Nichts als der Kopf war von derselben sichtbar, aber auf den ersten Blick erkannte ich das von dem Mond bestrahlte Antlitz. Kein schönerer römischer Kopf hatte je diesen Circus geschmückt, es war das Haupt des alten Calabresen. Ich rief ihm zu; noch bevor aber das Wort meinen Lippen entflogen war, war er verschwunden. Ich erzählte dem Mönche, was ich gesehen hatte; er erschrak, drang auf unsere augenblickliche Entfernung, und rieth mir den Beistand der Schildwache in Anspruch zu nehmen, die am Eingange der Ruine stand. Ich willigte ein, wir stiegen die breiten

Stufen herab, schritten über die weite Arena und erreichten unangefochten die Eingangspforte.

Die Schildwache hatte außer uns Niemand den Zugang gestattet; sie kehrte mit mir in den Circus zurück und erbot sich, als unsere Nachforschungen dort fruchtlos geblieben, mich über das Forum nach Hause zu geleiten. Ich lehnte indeß das Anerbieten ab, und setzte meinen Weg allein fort; das hieß allerdings die Gefahr herausfordern, aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern schlenderte langsam durch die einsame Gegend.

Noch war ich indeß nicht weit gelangt, als ich plötzlich hinter mir Schritte vernahm, und noch bevor ich mich zu wenden vermochte, wurden meine Arme von hinten festgehalten und eine Binde um meine Augen gelegt. Meine Bemühungen mich loszuwinden waren vergebens, und so ergab ich mich endlich geduldig in mein Schicksal.

„Verhaltet Euch ruhig und es soll Euch kein Leid geschehen," sprach eine Stimme, in der ich die des alten Calabresen erkannte. Ihr müßt mit uns kommen, fragt nicht, sondern folgt uns ruhig."

Ich ließ mich ohne den geringsten Widerstand führen, wohin man es für gut fand. In so weit ich es beurtheilen konnte, schritten wir eine gute halbe Stunde über die Thore Roms hinaus. Ich wurde über ungleichen Boden und über Trümmer hinweggeführt. Ich fühlte endlich die frische Nachtluft auf der

weiten Campagna, und rascheren Schrittes setzten nunmehr meine Führer mit mir ihren Weg über den elastischen Rasen fort.

Endlich wurde Halt gemacht, man nahm mir die Binde ab und ich sah mich nunmehr unter dem Bogen eines auf der mondhellen Ebene befindlichen Aquaducts. Ein Feuer war unter dem Bogen angezündet, und die röthlichen Flammen desselben beleuchteten das Gemäuer. Um das Feuer gewahrte ich in verschiedenen und pittoresken Stellungen die kleine Gruppe Calabresen, die sich in der Kirche meinen Blicken dargeboten hatte. Sie begrüßten meinen Führer und blickten forschend auf mich, redeten aber nicht zu mir. Der alte Calabrese, den sie Christofano nannten, forderte ein Glas Brandtwein, welches er ehrerbietig mir darreichte; ich wies es zurück, aber er drang in mich es anzunehmen.

„Trinkt nur, Signor," sprach Christofano. „Ihr werdet es brauchen, Ihr habt in dieser Nacht noch manches zu verrichten. Glaubt Ihr etwa es sei Gift darin, da seht her!" Er trank es mir zu.

Jetzt konnte ich es nicht mehr zurückweisen und ich trank daher. „Und nun, Signor," begann der Greis wieder, indem er mich ein wenig bei Seite zog, „nun habe ich einige Worte mit Euch zu reden. Ich bitte zuerst um Euren Namen."

Ich nannte ihm denselben.

„Hm, Hm! Hattet Ihr keine Verwandten, die sich *** nannten?“

Ich verneinte diese Frage.

„Das ist seltsam,“ bemerkte er, „aber gleichviel, es giebt auffallende Aehnlichkeiten.“

„Aehnlichkeiten, wie das?“ fragte ich, „wem sehe ich ähnlich? Und was ist die Ursache Eures unerklärlichen Betragens gegen mich?“

„Das sollt Ihr sogleich erfahren,“ versetzte der Greis, „kommt mit mir in den Schatten jener Bogen, damit wir von jenen nicht behorcht werden können. Was ich Euch mitzutheilen habe ist nur für Euer Ohr.“

Ich erfüllte sein Verlangen, und wir traten in den Schatten des Aquaducts.

„Vor Jahren,“ begann der alte Mann, „kam ein Engländer, jung wie Ihr, wohlgebauet wie Ihr, und der Euch vollkommen ähnlich sah, nach Rom und schlug in der ewigen Stadt seinen Wohnsitz auf. Es war ein Mann von hohem Range, der auch hier mit der größten Auszeichnung behandelt wurde. Zu jener Zeit befand ich mich bei dem Marchese von **, ich war sein vertraueter Diener, sein Rathgeber, sein Freund. Ich war schon im Hause seines Vaters — hatte ihn als Kind auf meinen Armen getragen, als Knabe mit ihm gespielt — und ihn als Mann geliebt und ihm treu gedient. Ich sage geliebt; denn trotz seiner Behandlung liebte ich ihn damals, wie ich ihn

jetzt verabscheue. Aber zu meiner Geschichte, Signor. War seine Jugend wild und den Ausschweifungen hingegeben, so war sein Mannesalter nicht weniger unwürdig; es war dem kalt berechnenden, wüsten Leben gewidmet. Bald nachdem er die Besitzungen und Titel seines Vaters übernahm, vermählte er sich. Ich kann nicht glauben, daß er seine Braut liebte, denn obgleich er furchtbar eifersüchtig auf sie war, war er ihr keineswegs treu und — sie wußte es. In Italien kann sich ein Weib in solchen Fällen leicht rächen, und soviel ich weiß, dachte die Marchese auf Wiedervergeltung. Ihr Gemahl aber bezog darauf hocherzürnt seine Villa und lebte dort eine Weile in Zurückgezogenheit. Es war in dieser Crisis als der ebenerwähnte Engländer in Rom anlangte. Die Marchese, welche die geselligen Cirkel der Stadt nur wenig besuchte, hatte ihn noch nicht gesehen, aber sie mußte von ihm gehört haben, denn alles war von seinem Lobe voll. Ein Ruf von seinem Glück bei den Frauen erreichte das Ohr des Marchese, ja ich habe Ursache zu glauben, daß er ihm bei irgend einem Liebeshandel in den Weg trat, und so vermied er eifrig dessen Zusammentreffen mit seiner Gemahlin."

„Dennoch aber fand eine Zusammenkunft zwischen ihnen statt und zwar auf eine unerwartete Weise. Es war damals wie jetzt Sitte, im heißen Sommer auf der vom Wasser bespülten Piazza Nuova Spazierfahrten zu machen. Eines Abends fuhr die Marchese

dorthin, sie war nur von mir begleitet. Unser Wagen gelangte gerade neben den des jungen Britten."

„Ohne Zweifel war die Marchese sehr schön?" fragte ich den Greis unterbrechend.

„Schön, ach unbeschreiblich schön!" lautete die Antwort, „und dies fand auch Euer Landsmann, denn er staunte sie bewunderungsvoll an. Ich verstehe mich nicht so recht auf die Augensprache, aber die seinige war zu feurig und ausdrucksvoll, als daß man sie hätte mißdeuten können. Ich beobachtete meine Gebieterin sorgsam. Obgleich ihr Auge niedergesenkt war, verkündete doch ihre glühende Wange, daß sie für die sehnsüchtigen Blicke des jungen Britten nicht unempfindlich sei. Sie spielte mit ihrem Hündchen, einem allerliebsten Thiere, welches sie im Wagen bei sich hatte. Das Hündchen erwischte einen Handschuh und fiel, als sie denselben wieder erfassen wollte, aus dem Wagen hinaus und ins Wasser. Ich wollte den Hund schnell wieder herausziehen, der junge Engländer kam mir aber zuvor. Er sprang ins Wasser, holte das Thierchen heraus, überreichte es meiner Gebieterin und empfing darauf ihre warme Danksagung. Von diesem Augenblick an, entstand zwischen ihr und ihm ein vertrautes Verhältniß, das für beide die unglücklichsten Folgen haben sollte."

„Wie, Ihr verriethet sie?" fragte ich mit einiger Heftigkeit. —

„Ich war damals das blinde Werkzeug des Mar-

chese," sprach der alte Mann, „ja, ich verrieth sie. Ich erzählte ihm alles. Er hörte mich schweigend an, sein unterdrücktes Rachegefühl machte ihn erblassen. Er gebot mir, meine Wachsamkeit zu verdoppeln und verließ mich. Ich verlor jetzt die Marchese nicht aus den Augen. Eines Abends, einige Tage nach dem Erzählten, befand sie sich allein auf der Gartenterrasse der Villa. Sie hielt ihre Guitarre im Arm, ihr Lieblingshündchen lag ihr zur Seite. Ich lauschte unbemerkt in einiger Entfernung. Sie griff auf ihrem Instrument einige klagende Accorde, dann stützte sie ihr schönes Haupt in ihre weiße Hand und schien in Träumereien zu versinken. Aus diesen ward sie indeß durch die Sprünge ihres Hündchens geweckt, der einen Handschuh im Maule trug. Sie nahm den Letzteren, ein Briefchen fiel heraus. Sie schrak zusammen und schien unentschlossen, ob sie das Schreiben lesen solle oder nicht."

„Endlich nahm sie das Blatt und las. Ihre bisher bleiche Wange erglühete, als sie den Inhalt überflog. Sie zögerte einen Augenblick, warf einen forschenden Blick auf das Haus, und eilte alsdann in das Orangenwäldchen."

„Ihr Liebhaber erwartete sie dort."

„Ich vernahm seine leidenschaftlichen Aeußerungen, hörte wie er sie beschwor, mit ihm zu entfliehn; sie weigerte sich. Er ward immer dringender — immer leidenschaftlicher. Sie stieß einen lauten Schrei aus,

und ich stand vor ihnen. Der junge Britte packte mich bei der Gurgel, sein Degen war entblößt, meine Gebieterin warf sich indeß zwischen uns, und er ließ mich los; ihr Geschrei aber hatte auch andere Ohren erreicht, und der Marchese erschien, um seine beleidigte Ehre zu rächen. Er zog rasch den Degen und warf sich auf den Engländer, indem er mir gebot, seine Gemahlin hinwegzuführen. Ich trug die Ohnmächtige in das Haus, übergab sie der Sorge ihrer Dienerinnen und kehrte in das Orangenwäldchen zurück.

„Unterwegs aber traf ich schon auf meinen Gebieter, der langsam nach Hause zurückkehrte. Sein Degen war fort — sein Auge war zu Boden gesenkt, er suchte meinen Blick zu vermeiden, ich errieth, was sich zugetragen und näherte mich ihm nicht. Er begab sich zu seiner Gemahlin. Der Inhalt ihres Gesprächs ward nicht bekannt, die Folgen aber ließen denselben errathen. Noch in derselben Nacht verließ die Marchese ihr Haus, um nie wieder in dasselbe zurückzukehren. Am folgenden Morgen begab ich mich auf die Terrasse, wo sie das Billet empfangen hatte. Der Handschuh lag noch dort. Ich hob ihn auf und brachte ihn meinen Herrn; er nahm ihn und schwur einen furchtbaren Eid, daß seine Rache nicht ruhen solle, bis dieser Handschuh in ihr Blut getaucht worden.“

„Und hielt er seinen Schwur?“ fragte ich schaudernd.

„Mehrere Monate vergingen, bevor er ihn er-

füllte," sprach der Greis weiter. „Die italienische Rache geht langsam, aber sicher zu Werke. Dem äußern Scheine nach hatte er sein treuloses Weib vergessen. Ja er hatte selbst eine Art von freundschaftlicher Bekanntschaft mit ihrem Liebhaber angeknüpft, weil er dadurch seine schaudervolle Absicht um so sicherer zu erreichen hoffte. Unterdessen ging die Zeit ihren Gang und die Marchese gebar ein Kind — ein Kind ihres Verführers."

„Großer Gott!" rief ich, „war dieses Kind ein Knabe?"

„So war es; aber hört mich weiter, meine Erzählung geht zu Ende. In einer Nacht, während der Abwesenheit des Engländers, gelangten wir durch geheime Mittel in das Haus, was die Marchese jetzt bewohnte. Wir schlichen durch mehrere Zimmer, bis wir ihr Schlafgemach erreichten. Sie ruhete auf ihrem Lager und schlief, ihr Kind lag neben ihr. Dieser Anblick trieb den Marchese zur Raserei. Er wollte das Kind durchbohren, aber ich hielt seinen Arm zurück. Er gebot mir die Thür zu schließen. Er näherte sich dem Bett — ich hörte ein Geräusch, einen Schrei. Eine weiße Gestalt sprang von dem Lager empor. Im nächsten Momente erlosch das Licht — ich hörte einen Stoß — einen Fall — und alles war vorüber. Ich riß die Thür auf und stürzte hinaus, der Marchese folgte. Der Corridor, in welchem wir uns befanden, war vom Mondlicht erhellt. Mein Herr hielt in sei-

ner Hand einen Handschuh, derselbe war mit Blut befleckt. Sein Schwur war erfüllt, seine Rache vollendet — vollendet — doch nein — noch nicht vollendet, noch lebte der Engländer."

„Was ward aus ihm?" fragte ich.

„Fragt mich nicht," entgegnete der alte Mann; „Ihr waret diesen Morgen in der Kirche Santa Maria Maggiore, könnten jene Steine reden, sie würden eine furchtbare Geschichte erzählen."

„Und deshalb wagtet Ihr nicht an jener heiligen Stätte Eure Augen aufzuschlagen? Nicht wahr, dort floß sein Blut?"

Der Greis schauderte, aber er erwiderte nichts.

„Und das Kind," forschte ich nach einer Pause weiter.

„Es ward von einem Freunde des entseelten Vaters nach England gebracht. Wenn es am Leben geblieben, so würde es jetzt ungefähr von Eurem Alter sein, Signor."

„Wirklich," fragte ich, und ein furchtbarer Argwohn erwachte in mir.

„Nach dem Tode des Engländers," fuhr Christofano fort „behandelte mich mein Herr mit einem Argwohn und mit einer Kälte, die mit jedem Tage zunahm. Ich war ihm eine Last, die er von sich abwälzen wollte. Ich ersparte ihm diese Mühe, verließ Rom, begab mich in die Abruzzen, und ward — gleichviel was. Jetzt bin ich hier, das von dem Himmel be-

stimmte Werkzeug der Rache. Noch in dieser Nacht stirbt der Marchese."

„Wie, noch in dieser Nacht, alter Mann?" wiederholte ich schaudernd, „häuft nicht Verbrechen auf Verbrechen. Wenn er in der That so schuldig war, wie Ihr sagt, so mögen ihn die Gesetze seines Landes richten."

„Ihr seid arm und hülflos; aber Unterstützung und Beistand werden sich finden. Ihr könnt auf mich zählen."

„Das thue ich auch," entgegnete der Greis. „Ich habe geschworen, daß er vor Tagesanbruch sterben soll, er soll fallen, und zwar durch Eure Hand."

„Durch meine Hand? — niemals!"

„Eure Weigerung würde Euch Euer eigenes Leben kosten, und sie würde ihn dennoch nicht retten. Bei der heiligen Jungfrau, er stirbt, und zwar durch Eure Hand. Ihr sahet wie Eure Aehnlichkeit mit jenem Britten ihn diesen Morgen erschreckte. Ich weiß nicht, wer oder was Ihr seid, für mich aber seid Ihr ein Werkzeug der Rache, und als ein solches will ich Euch gebrauchen. Der Streich durch Euch geführt wird nur ein Werk der Wiedervergeltung scheinen."

Bevor ich etwas erwiedern konnte, rief er seine Kameraden herbei, und ich mußte ihm raschen Schrittes durch die Campagna folgen.

Wir langten vor einer alten Mauer an, der alte Mann führte uns zu einem Hinterpförtchen, welches

er öffnete. Wir traten in einen Garten, in welchem Orangenbäume dufteten. Der Mond beleuchtete die stolze Villa. Wir erreichten eine Terrasse, und der Greis deutete schweigend auf ein am Ende derselben gelegenes Gartenhaus. Durch ein offenstehendes Fenster gelangten wir hinein. Geräuschlos kamen wir in ein Zimmer, das in ein zweites führte; Christofano legte den Finger auf den Mund, gab seinen Kameraden ein Zeichen und verschwand. Eine Pause erfolgte, während welcher ich nichts vernahm, als ein leises Geräusch, das dem Einspringen eines Schlosses glich.

Gleich darauf kehrte der Greis zurück.

„Er schläft," flüsterte er mir zu — „er schläft wie sein Opfer schlief — schläft, ohne auch nur von Reue zu träumen; er soll erwachen, wie sie erwachte zur Verzweiflung. Kommt folgt mir!"

Ich mußte gehorchen. Die Thür ward von innen verschlossen.

Die Bettvorhänge waren zurückgeschlagen und das Licht des Mondes fiel voll auf das Antlitz des Schläfers. Er lag ganz ruhig da, keine Vision schien seinen Schlummer zu trüben. So schläft in der Regel der Verbrecher nicht, und schon bezweifelte ich fast die Wahrheit der Geschichte des alten Mannes.

Wir Uebrigen mußten uns in Schatten stellen, und Christofano näherte sich dem Bett. Ein Dolch blitzte in seiner Hand. „Erwache," kreischte er mit

Donnerstimme, und der Schläfer schreckte auf, faßte sich indeß schnell.

„Feigherziger Mörder", rief er, „Du hast den Augenblick für Deine Sicherheit gut gewählt, indem Du den Schlafenden beschleichst."

„Und wer hat mich das gelehrt," fragte zornsprühend der alte Mann. „Blicke hieher, wann erhielt dies seine Farbe?" und so sprechend hielt er ihm einen blutgefärbten Handschuh vor. Dem Marchese entfuhr ein Schrei des Entsetzens.

„Du hast meinen Schrank erbrochen, Bösewicht," rief er nach einer kurzen Pause, indem er von seinem Lager emporsprang und sich anschickte, mit dem Greise zu ringen. Jetzt aber stürzten seine Kameraden hinzu und stießen mich vorwärts, so daß ich dem Marchese gerade gegenüber zu stehen kam.

Die Erscheinung des Gemordeten selbst hätte ihn nicht mehr erschrecken können. Von Entsetzen überwältigt, stand er starr und regungslos da.

„Ist der um der Rache willen hier?" stammelte er endlich.

„So ist es," versetzte Christofano. Reicht ihm die Waffen, und ein Dolch ward mir in die Hand gedrückt. Ich riß jetzt meine Weste auf, ein kleines, diamant'nes Kreuz ruhete auf meiner Brust.

„Kennt ihr dieses," fragte ich zu dem Marchese gewandt.

„Das ist das Bild meines Weibes,“ schrie er von Erstaunen erfaßt.

„Es ruhete auf der Brust des Knaben, als er in jener unglückseligen Nacht ihr zur Seite lag, bemerkte Christofano. Ich sah es dort blinken.“

„Dieser Knabe war ich, die Frau war meine Mutter,“ kreischte ich.

„Ihr Mörder steht vor Euch!“ „Stoßt zu,“ rief Christofano.

Ich hob den Stahl. Der Marchese regte und rührte sich nicht. Es war mir unmöglich den Todesstoß gegen ihn zu führen.

„Wie, Ihr zögert?“ fragte zornig Christofano.

„Er besitzt nicht den Muth dazu,“ nahm jetzt rasch der junge Calabrese, dessen wir schon früher erwähnten, das Wort: „Ihr beschuldigtet mich diesen Morgen des Mangels an Kindespflicht. Seht jetzt, wie ein Sohn seinen Vater rächt,“ und mit diesen Worten bohrte er seinen Dolch in die Brust des Marchese.

„Euer Vater ist noch nicht gerächt, junger Mann,“ kreischte Christofano mit furchtbarer Stimme, und bevor ich es verhindern konnte, hob er seinen Dolch hoch empor und durchstieß sich selbst das Herz, so daß er entseelt zu Boden stürzte.

Gerne hätte man sich nach dieser interessanten Erzählung den Betrachtungen und der Unterhaltung über dieselbe noch eine Zeitlang hingegeben, aber Freund

glaubte eine noch größere Ausnahme von der strengen Rekonvaleszenten-Regel, als die, welche er bereits gestattet, unter keiner Bedingung erlauben zu dürfen. Halb im Scherz, halb im Ernst zwang er deßhalb die beiden Besucher, in deren Gesellschaft dieser durch so manche geistreiche Mittheilung so überaus interessante Abend verstrichen war, sich zu entfernen, was diese denn auch, nach gegebenem Versprechen, am nächsten Tage nach abgethanen Geschäften wieder zu kommen, thaten. Die Hospitalbewohner wünschten sich dann unter einander gute Nacht, und bald ward die lautlose Stille, die über San Carlo lag, nur noch von den allmählig verhallenden Ruderschlägen der Gondelführer, mit denen Amedie und Bertrand sich entfernten, und den Hufschlag des Maulthieres, auf dem Freund durch das Palmenwäldchen zur Wohnung des Oberarztes, bei dem er zum Souper geladen war, ritt, unterbrochen.